

vpod

Bildungspolitik

Zeitschrift für Bildung, Erziehung und Wissenschaft

vpod zürich **Pflichtlektion**

vpod Bern lehrberufe

vpod Basel lehrberufe



(Post)Kolonialismus im Geschichtsunterricht

AUSBEUTUNG
DER NATUR



Zeitschrift für
Bildung, Erziehung
und Wissenschaft

vpod bildungspolitik 234
Dezember 2023

Jeweils kurz nach Erscheinen sind
die vollständigen Hefte auf unserer
Homepage als pdf abrufbar:
vpod.ch/publikationen/bildungspolitik/

Impressum

Redaktion / Koordinationsstelle

Birmensdorferstr. 67
Postfach 8279, 8036 Zürich
Tel: 044 266 52 17
Fax: 044 266 52 53

E-Mail: redaktion@vpod-bildungspolitik.ch
Homepage: www.vpod-bildungspolitik.ch

Herausgeberin: Trägerschaft im Rahmen des
Verbands des Personals öffentlicher Dienste VPOD

Einzelabonnement: Fr. 50.– pro Jahr (5 Nummern)
Einzelheft: Fr. 10.–

Kollektivabonnement: Sektion ZH Lehrberufe;
Lehrberufsgruppen AG, BL, BE (ohne Biel), LU, SG.

Satz: erfasst auf Macintosh

Layout: Sarah Maria Lang

Titelseite Foto: LMDB / photocase.de

Druck: Ropress, Zürich

ISSN: 1664-5960

Erscheint fünf Mal jährlich

Redaktionsschluss Heft 235:
8. Januar 2024

Auflage Heft 234: 3200 Exemplare

Zahlungen:

PC 80 - 69140 - 0, vpod bildungspolitik, Zürich

Inserate: Gemäss Tarif 2011; die Redaktion kann
die Aufnahme eines Inserates ablehnen.

Redaktion

Verantwortlich im Sinne des Presserechts
Johannes Gruber

Redaktionsgruppe

Christine Flitner, Fabio Höhener, Markus Holenstein,
Jonas Keller, Ruedi Lambert (Zeichnungen), Thomas
Ragni, Lirija Sejdi, Yvonne Tremp (Präsidentin),
Susann Wach

Beteiligt an Heft 234

Marina Amstad, Alex Aronsky, Ashkira Darman,
Stephan Hediger, Georg Kreis, Liselotte Lüscher,
Christian Mathis, Pascale Meyer, Lucia Reinert,
Raphael Schwere, Martin Stohler, Esther Tisa Francini,
Markus Truniger, Marilyn Umurungi, Monika Wicki

(Post)Kolonialismus im Geschichtsunterricht

04 «kolonial. Globale Verflechtungen der Schweiz»

Eine Ausstellung in the making im
Schweizerischen Nationalmuseum.

07 Kritik der Machtverhältnisse

Die Entdeckung des schweizerischen
Kolonialismus.

08 Für einen multiperspektivischen Ansatz im Geschichtsunterricht

Eine Webseite für Geschichtslehrpersonen.

10 Mittel zur Anknüpfung an Familiengeschichten

Globale Geschichte und postkolonialer Ansatz.

12 Zürich und der Kolonialismus

Unterrichtsmaterial für die Sekundarstufe 1.

19 Wege der Kunst

Die Ausstellung im Museum Rietberg wurde
verlängert bis 24. März 2024.

Pflichtlektion Zürich

15 – 18 Das Mitgliedermagazin der Sektion Zürich Lehrberufe

- Verteidigen wir unsere Kaufkraft!
- Für ein besseres Arbeitsklima an
den Berufsfachschulen!
- Zukunftsfähige Schule
- 10ni-Pause

Buch und Film

14 Kolonialismus ohne Kolonien

Tangram 47 beschäftigt sich mit dem kolonialen
Erbe der Schweiz.

22 Blick auf die koloniale Schweiz

Ein Forschungsbericht von Georg Kreis.

24 In keiner Weise kindgerecht

Eine Studie über das Leben der Kinder in
Schweizer Asylcamps.

26 Kopfstopp

Ein Film über vier kopftuchtragende Frauen,
Vorurteile und Diskriminierungen.

Aktuell

25 Angekommen

Nexhat Maloku berichtet über seine Arbeit als
Albanischlehrer in der Schweiz.

28 Förderung statt Selektion

Eine Veranstaltung des VSoS zum inklusiven
Schulsystem im Tessin.

Regionen

29 Ja, aber nicht so!

Die Basler VPOD-Lehrpersonen stellen sich hinter
die integrative Schule.

30 Erste Schritte gegen den Lehrpersonenmangel

Ein Anfang in Bern.

Vorgestellt

31 Anwalt der Kinder

Liselotte Lüscher stellt vor: Jean Paul.

Die Initiative zu einem Schwerpunkt zum Thema «(Post)Kolonialismus» ging auf unseren Kollegen David Bärtschi, Gymnasiallehrer für Geschichte am Berner Gymnasium Lerbermatt, zurück. Anfang 2022 hatten wir einen regen Austausch und viele Pläne zu unserem Projekt. Doch es sollte anders kommen. Am ersten Tag der Verbandskonferenz Bildung Erziehung Wissenschaft, dem 1. April 2022, wurde David als Notfall in das Universitätsspital Zürich eingeliefert und verstarb kurz darauf.

David schätzte am VPOD unter anderem das bildungspolitische Engagement, für das unsere Zeitschrift entsteht. Die Ausgabe 234 der «vpod bildungspolitik» ist deshalb ihm und seinem Engagement für eine bessere, gerechtere Gesellschaft gewidmet. Noch immer profitieren wir durch unsere Erinnerungen von Davids Anregungen und Elan.

Ohne unseren Kollegen Markus Holenstein, pensionierter Gymnasiallehrer für Geschichte und seit mehr als 40 Jahren Redaktionsmitglied dieser Zeitschrift, wäre die Realisierung dieses Schwerpunkts nicht möglich gewesen. Er wies mich auf den Weiterbildungskurs der Universität und ETH Zürich für Maturitätsschullehrpersonen des Fachs Geschichte vom 30. März 2023 hin: «Die globale Schweiz und ihre kolonial-imperialen Verstrickungen. Kontroversen, Erkenntnisse und historisches Lernen». Zentrale Fragestellungen dieses Kurses waren: Mit welchem Wissen und welchen Wertvorstellungen sollten wir uns heute mit der kolonialen Vergangenheit im Allgemeinen und der Schweiz im Besonderen auseinandersetzen? Wie verhalten sich in diesem

Themenkomplex Wissen und Wertvorstellungen zueinander? Wie sah der Umgang mit diesen Themen in der jüngeren Vergangenheit aus? Wie lassen sich diese Themen in den Geschichtsunterricht integrieren?

Der Kurs fand ein grosses Echo, was ein Anzeichen dafür ist, dass die Thematik der kolonialen Vergangenheit der Schweiz gerade auch in Bildungsinstitutionen zunehmend Beachtung findet. Im Nachgang zum Kurs konnte Markus Holenstein Georg Kreis, Ashkira Darman sowie Stephan Hediger und Christian Mathis dafür gewinnen, wichtige Punkte ihrer Kursreferate als Artikel aufzubereiten und diese unserer Zeitschrift zur Verfügung zu stellen.

Unser Themenschwerpunkt zeigt, dass eine immer grössere Öffentlichkeit der Teilhabe der Schweiz am Kolonialismus gewahr wird, gleichzeitig ignorieren jedoch weiterhin viele politische und gesellschaftliche Akteure diese Einsichten. Die postkolonialistische Aufarbeitung unserer Geschichte hat gerade erst begonnen. Einen kleinen Beitrag dazu liefert die vorliegende «vpod bildungspolitik» 234.



Johannes Gruber
vpod bildungspolitik



«Chalet Suisse» im Kongo 1933. Über 200 Schweizerinnen und Schweizer waren zwischen 1870 und 1920 im Kongo als Vertragspartner im Dienst von Leopold II, dem belgischen König. Foto: Schweizerisches Bundesarchiv

«kolonial. Globale Verflechtungen der Schweiz»

Eine Ausstellung in the making im Schweizerischen Nationalmuseum.

Von Marina Amstad, Pascale Meyer, Raphael Schwere und Marilyn Umurungi

Ein Team von vier Kuratorinnen und Kuratoren des Schweizerischen Nationalmuseums steckt mitten in den Vorbereitungsarbeiten für eine Ausstellung, die ab September 2024 ihre Tore öffnet. Das Ziel der Ausstellung ist es, einen allgemein verständlichen und zugänglichen Überblick über die koloniale Verflechtungsgeschichte der Schweiz zu geben. Das Ausmass dieser Verstrickungen ist zwar seit längerem bekannt, aber längst nicht überall anerkannt. Historikerinnen und Historiker bemühen sich seit bald 15 Jahren mit der Aufarbeitung einiger wichtigen Themen, die von der Geschichtsforschung, aber auch von der

Zivilgesellschaft nicht berührt worden sind. Die Rede ist von der kolonialen Beteiligung von Schweizer Unternehmen, einzelner Personen und Gemeinwesen. Von «kolonialer Amnesie» sprechen Historikerinnen und Historiker über diese Forschungslücke, die nun doch in vielen Teilstudien bearbeitet wird. Auch in den Museen fand ein Umdenken statt: Sammlungen werden auf die Objekte, die in den ehemaligen Kolonialgebieten und unter ausbeuterischen Bedingungen erworben worden sind, untersucht und Datenbank-Einträge überarbeitet respektive kontextualisiert. Für die sogenannte Provenienzforschung, also die Erforschung

der Erwerbsumstände, stellen Bund und Kantone erstmals Geld für die betroffenen Museen zur Verfügung.

Das Schweizerische Nationalmuseum erachtet es nun als eine seiner prioritären Aufgaben, in den Sammlungen, aber auch im Ausstellungswesen wichtige Schritte zu unternehmen: Ein wichtiger Meilenstein war 2021 die Eröffnung der Dauerausstellung in Prangins «Indienne. Un tissu à la conquête du monde», und nun folgt im September 2024 die Ausstellung «kolonial» – Ausstellungen, die die kolonialen Verflechtungen der Schweiz ins Zentrum rücken.



«Manager House in Deli», 1885. Aus dem Fotoalbum von Karl Krüsi, der von 1874-1893 auf Sumatra eine Tabakplantage betrieb.
Foto: Schweizerisches Nationalmuseum

Im Vorfeld

Noch bevor die Arbeiten am Konzept so richtig in Angriff genommen worden sind, hat das Team seine Netze ausgeworfen: einerseits an interessierte und engagierte Personengruppen, die zu zwei «Runden Tischen» eingeladen worden sind. Dort wurden Inhalte und wichtige Hinweise verhandelt. Andererseits begleitet und berät ein wissenschaftlicher Beirat, der multidisziplinär zusammengesetzt ist, das Team bei seiner Arbeit. Auch eine Reise in den Senegal ist in diesem Zusammenhang zu sehen: Marilyn Umurangi, Mitglied des Teams, reiste im Sommer 2023 nach Dakar, um vor Ort Gespräche zu führen und Filmaufnahmen zu machen: mit senegalesischen Aktivistinnen und Wissenschaftlern, die sich zur Klimakrise und zu Restitution äussern. Dieser Perspektivenwechsel ist wichtig und wird zu einem Bestandteil der Ausstellung werden: Verschiedene Expertinnen und Experten, Künstlerinnen und Künstler kommen zu Wort und tragen somit zu einer Mehrstimmigkeit bei, die auf die Geschichte der kolonialen Verflechtungen und Beteiligungen der Schweiz blickt.

Rundgang

Der inhaltliche Rundgang durch die Ausstellung nimmt die wichtigsten Themen aktueller Forschungsarbeiten auf. Allerdings endet der Rundgang nicht mit der Gewissheit, dass all diese Themen vergangen und damit erledigt sind. Stets wird am Ende jedes Themas auf die postkoloniale Kontinuität hingewiesen, zum Beispiel in Form von künstlerischen Auseinandersetzungen oder Interviews.

Noch bevor jedoch die Besuchenden auf den Rundgang durch die «Kolonial»-Themen geschickt werden, gilt es, das Fundament der Ausstellung kennenzulernen: Wie geht das Museum mit «heiklen» Themen um, die Betroffenheit auslösen können? Welche Ob-

jekte sind sensibel und für wen? Darf man sie zeigen und falls ja, wie? Das Schweizerische Nationalmuseum beschäftigt sich intensiv mit diesen Fragen, im Dialog mit Museen, Wissenschaft und Publikum. Und: Wie verstehen wir überhaupt «Kolonialismus», respektive was ist der gesamteuropäische Kontext? So informiert begegnet den Besuchenden als erstes das wichtige Thema der Sklaverei.

Sklaverei

Der transatlantische Sklavenhandel des 18. Jahrhunderts war ein äusserst lukratives Geschäft, an dem unter anderen die Basler Firma Christoph Burckhardt & Cie. sehr gut verdiente. Ende des 18. Jahrhunderts betrieben sie einen weltweiten Grosshandel mit Tüchern, Baumwolle und Farbstoffen und waren an rund 21 Sklavenfahrten, bei denen ungefähr 7350 Menschen in die Karibik und Nord- und Südamerika deportiert wurden, beteiligt. Doch sie waren längst nicht die Einzigen: Die Forschung zählt über 250 Schweizer Firmen und Familien, die durch Sklavenhandel und Sklavenarbeit teilweise ein Vermögen verdient haben (andere wiederum erlitten auch grosse Verluste). Schätzungen gehen davon aus, dass sie an der Deportation von rund 172'000 Menschen beteiligt waren, was 1,5 % der 11-12 Millionen versklavten Personen insgesamt betrifft.

Doch seit dem 17. Jahrhundert gibt es Stimmen, welche die Abschaffung der Sklaverei forderten – ausgehend von England und Frankreich. Moralische Bedenken entstammen der Aufklärung, deren Ideale, philosophisch durch die Naturrechtslehre untermauert, dennoch aber eigentlich nur für weisse Männer galten, auch wenn einige erklärte Sklavereigegner waren. In der Schweiz solidarisiert sich die Schriftstellerin und Opponentin Napoleons Germaine de Staël mit der Bewegung für die Abschaffung der Sklaverei Frankreichs und verfasst mehrere Schriften, die zur Abschaffung der Sklaverei aufrufen. Erst nach 1860 aber werden in der Schweiz grössere Bewegungen, meist aus religiösen Kreisen, gegen die Sklaverei gegründet, die über eine breite Unterstützung verfügen.

Handel und Mission

Mehrfach profitiert vom kolonialen System haben etwa Handelsunternehmen im 18. Jahrhundert, aber auch im 19. Jahrhundert noch von wegfallenden Zollschränken und von Kartellen, welche die Europäer in den Kolonien errichtet haben. Die Basler Missionshandelsgesellschaft, aus der Mission hervorgegangen, beispielsweise reklamierte für sich (und lässt es sich sogar notariell beglaubigen), dass ihnen als erstes der Anbau der Kakaobohnen in Ghana gelungen war. Ungeklärt aber bleibt, ob es nicht der in

Ghana verehrte Tetteh Quarshie war, dem dieses Verdienst zukommt.

Schweizer Missionare, zunächst Jesuiten in Lateinamerika, sind seit dem 16. Jahrhundert in fast allen Weltregionen tätig, um den dort lebenden Menschen den christlichen Glauben aufzuzwingen. Neben (Zwangs-)Bekehrungen errichten sie aber auch zusammen mit lokalen Autoritäten Spitäler und Schulen. Mitunter stossen sie auch gesellschaftliche Veränderungen an, jedoch prägt häufig ein paternalistisches Selbstverständnis die Beziehungen zu den lokalen Bevölkerungsgruppen. Zurück in der Heimat vermitteln sie das Bild von unterlegenen Kulturen in den Kolonialgebieten. Dies tun auch die heimgekehrten Söldner.

Söldner

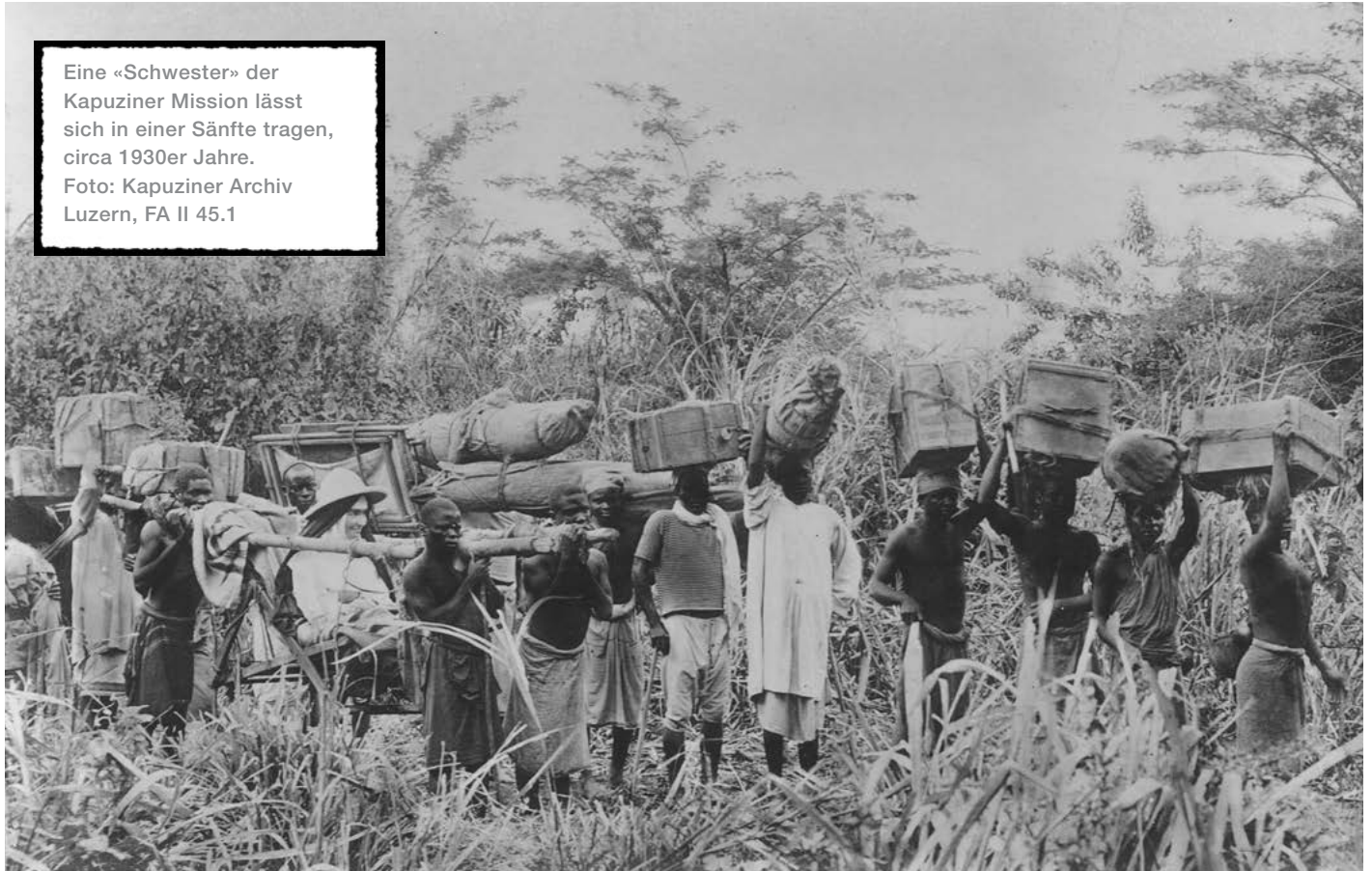
Ab Ende des 16. Jahrhunderts sind Schweizer Söldner auch in europäischen Heeren tätig, die koloniale Eroberungen vollziehen, Widerstände bekämpfen und die koloniale Ordnung aufrechterhalten. Arbeitslosigkeit und materielle Not, aber auch Männerbilder, die Heldentum und Abenteuerlust beinhalteten, waren ausschlaggebend für den Eintritt in fremde Militärdienste. Manche sahen darin eine Karrierechance, die den Aufstieg in der militärischen Hierarchie oder den Erwerb beruflicher Qualifikationen versprach. Zwar war der Solddienst ab 1859 verboten, dies galt jedoch nicht für die Fremdenlegion und die Königliche Niederländisch-Indische Armee, in der tausende junge Schweizer Männer in kolonialen Gebieten kämpften.

Briefe, Berichte, Memoiren und literarische Darstellungen von Söldnern und Fremdenlegionären stiessen in der Schweiz auf grosses Interesse und zeugen von der Faszination vom «Exotischen» und «Fremden». Sie vermitteln Bilder über den kolonialen Alltag, Gewalterfahrungen und rassistische Stereotypen.

Rassismus

Rassistisches Denken war konstitutiv für den europäischen Kolonialismus. Versklavte Menschen galten, zurückgehend auf den transatlantischen Handel als eine Ware: Sie verfügten über keinerlei Rechte und waren minderwertig. Dieses rassistische Denken und solche Überzeugungen waren auch in der Schweiz des 19. Jahrhunderts vorhanden. Sowohl die in Zürich entwickelten wissenschaftlichen Instrumente, mit denen etwa die Schädel von sogenannten «Naturvölkern» vermessen wurden, um eine vermeintliche Unterlegenheit dieser Menschen zu belegen, als auch die Plakate von Völkerschauen, die noch bis 1964 veranstaltet wurden, zeugen von Vorstellungen von Exotik und einer rassistischen Botschaft der Überlegenheit weisser, europäischer Menschen. Und um diesen vermeintlich unterlegenen Kulturen

Eine «Schwester» der Kapuziner Mission lässt sich in einer Sänfte tragen, circa 1930er Jahre.
Foto: Kapuziner Archiv Luzern, FA II 45.1



den Stand der europäischen zivilisatorischen Entwicklung näher zu bringen, wurden gerne Schweizer Experten in diese Gebiete gesandt.

Experten

So standen etwa über 200 Schweizerinnen und Schweizer im Dienst des belgischen Königs im Kongo, die dank ihrer in der Schweiz erworbenen Berufskennntnisse direkt oder indirekt dieses brutale und menschenverachtende System unterstützten. Beispielsweise der Gendarmerie-Kommandant Erwin Federspiel, der den «Kongo-Freistaat» von König Leopold II verteidigte, während aber Daniel Bersot, der Neuenburger und ebenfalls Kolonialbeamte im Kongo, in seinem Buch «Sous la chicote» heftige Kritik an diesem übte. Viele dieser Experten waren auch am Raubbau an der Natur dieser Gebiete beteiligt – als Ingenieure oder Agronomen.

Ausbeutung der Natur

Auch Grosswildjäger fallen in diese Kategorie: In der Ausstellung taucht das Berner Vater-Tochter-Duo Bernhard und Vivienne von Wattenwyl auf, die zusammen auf Grosswildjagd gingen und das Berner Naturhistorische Museum mit zahlreichen Tierhäuten und Elefantenzähnen belieferten. Als weiteres Zeugnis von Raubbau an Flora, Fauna und Landschaft ist der Verlust der Artenvielfalt im Kontext der

Plantagenwirtschaft zu nennen, an der auch Schweizer Plantagenbesitzer beispielsweise in Niederländisch-Indien (heute Indonesien) beteiligt sind. Sie liessen für ihre Plantage grossflächige Waldzonen roden.

Ausblick

Neben strukturellen Gegebenheiten und (wirtschaftlichen) Ausbeutungsschemata berichtet die Ausstellung aber immer auch von Menschen und ihrem Alltag und zeigt anhand von Biografien und Interviews, dass individuelle Handlungsspielräume existierten und Gegenwehr unternommen worden ist. Auch sind Schweizerinnen und Schweizer zu erwähnen, die sich dem Kampf zur Abschaffung der Sklaverei verschrieben haben oder als Missionarinnen nicht nur das Evangelium predigten, sondern sich aktiv für Bildung und medizinische Versorgung eingesetzt haben.

Vielfältig und zahlreich sind die Geschichten, sodass die vorgestellte Auswahl nur eine mögliche von vielen ist. Am Ende entsteht ein übergeordnetes, wenn auch unvollständiges Bild, das als Grundlage für den letzten Teil der Ausstellung dient. In diesem begleitet die Frage nach den kolonialen Kontinuitäten die Besuchenden auf dem weiteren Rundgang. Im Zentrum stehen Debatten, die Schweizerinnen und Schweizer heute beschäftigen: Sollen beispielsweise Strassen- beziehungsweise Häusernamen mit dem M-Wort unbe-

nannt werden und sind die Denkmäler von «grossen Männern», die kolonial verwickelt waren, zu stürzen? Die Besuchenden sind eingeladen zu diskutieren – an ausgewählten Daten unter Anleitung von Expertinnen und Experten oder auch untereinander.

Am Ende der Ausstellung steht die Frage im Raum: Endet der Kolonialismus mit der formellen politischen Unabhängigkeit der Kolonien? Expertinnen und Experten verneinen dies. Die Folgen des Kolonialismus sind bis heute spürbar – so etwa in der global ungleichen Verteilung von Wohlstand oder im Umweltbereich: Die drohende Klimakatastrophe betrifft den globalen Süden in ungleich härterem Ausmass, dies unter anderem auch als Folge (post-)kolonialer Strukturen. Den Besuchenden drängt sich die Erkenntnis auf, dass die koloniale Vergangenheit nach wie vor wirkmächtig ist und das Bild der kolonialen Verstrickung der Schweiz noch immer unvollständig. Es bleibt also die Aufgabe aller, weitere Arbeit zu leisten. Diese und viele andere Ausstellungen sollen die Grundlagen und wichtige Impulse für diese Auseinandersetzung bieten. ■

Die Kurator*innen **Marina Amstad**, **Pascale Meyer**, **Raphael Schwere** und **Marilyn Umurangi** bereiten die Ausstellung zum Schweizer Kolonialismus im Schweizerischen Nationalmuseum vor.

Kritik der Machtverhältnisse

Die Entdeckung des schweizerischen Kolonialismus.¹

Von Georg Kreis

Die Geschichte ist ein weites und vielfältiges Feld, und nicht jede Vergangenheit und jedes Thema interessieren zu jeder Zeit gleichermassen. Interesse für bestimmte Vergangenheiten sollte auch deren Verhältnis zur Gegenwart umfassen. Und wenn in dieser Gegenwart gewisse Themen der Vergangenheit erhöhte Bedeutung erhalten, stellt sich die Frage, wie es dazu gekommen ist und welche Funktion diese Aufmerksamkeitskonjunktur hat.

Warum erst jetzt?

Diese Frage stellt sich auch bezüglich der kolonialen Beziehungen der Schweiz, die lange Zeit kein Thema oder allenfalls auf andere Weise ein Thema gewesen sind. Mit Antworten auf diese Frage können wir auch erklären, warum erst jetzt die kolonial-imperialen Verstrickungen der globalen Schweiz langsam thematisiert werden und warum (erst) 2024 das Schweizerische Landesmuseum zu diesem grossen Thema eine Ausstellung anbietet. Die intensivierte Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit zeigt einmal mehr, dass es neben der enzyklopädischen Betrachtung der weiten Vergangenheit (wie etwa in Lehrplänen angelegt) auch eine aus speziellen Gegenwartsbedingungen hervorgegangene Hinwendung zu speziellen Fragestellungen gibt.

Die Schweiz hat, wenn man das pauschal so sagen darf, nicht von sich aus ihre koloniale Vergangenheit in den Blick genommen. Sie hat das nicht getan, weil die Meinung dominierte, dass sie als Staat ja keine Kolonien besessen habe. In klassischen Kolonialmächten wie Frankreich gab es diese Auseinandersetzung von Anfang an, doch auch da trat seit dem Ende der 1990er Jahre eine Intensivierung ein, und diese erreichte auch Belgien, wo die Bereitschaft sich der kolonialen Vergangenheit zu stellen, lange Zeit geringer war.

Nachholbedarf aufgrund kollektiver Verdrängung

Die Aktualisierung des Themas der kolonialen Beziehungen ist im Falle der Schweiz stark von der Feststellung geprägt, dass es ein Defizit zu beheben gelte, ein Nachholbedarf bestehe und eine kollektive Verdrängung (Amnesie) behoben werden müsse. Eine Standardklage lautet, dass über die Geschichte der eigenen Beteiligung an der

Kolonial- und Sklavengeschichte weder in den Schulbüchern noch in den allgemeinen Schweizer Geschichten etwas zu lesen stehe. Ein wichtiger, aber doch schon später Impuls für die Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit ging auch von der 2001 in Durban abgehaltenen 3. UN-Weltkonferenz gegen Rassismus, Rassendiskriminierung, Fremdenfeindlichkeit und die damit verbundene Intoleranz. Ein offizieller Konferenzteilnehmer der Schweiz nahm dort eine typisch schweizerische Haltung ein, indem er davon ausging, dass dies Fragen seien, welche die Schweiz als Staat nicht direkt betreffe, «da wir mit Sklaverei, Sklavenhandel und Kolonialismus nichts zu tun hatten». Übergangen wurde damit, dass die Schweiz wegen der privaten Engagements schweizerischer Bürger in kolonialen Gebieten sehr wohl und reichlich «etwas zu tun» hatte damit.

Globale und kulturgeschichtliche Entwicklungen

«Durban 2001» bildete bloss eine Etappe in einem längeren Prozess, der primär durch globale Entwicklungen und sekundär auch durch besondere kulturgeschichtliche Entwicklungen bestimmt wurde. An globalen Entwicklungen, welche die Beschäftigung mit der kolonialen Vergangenheit gefördert haben, können genannt werden:

1. Die Zunahme der generellen Tendenz, Ungerechtigkeiten der Vergangenheit zu thematisieren und zu kritisieren: nach der Auseinandersetzung mit dem Holocaust auch die Thematisierung der Genozide, der Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkriegs oder, im schweizerischen Fall, der Verdingkinder – und damit einhergehend die Erwartung von Entschuldigungen für Verhalten vorangegangener Generationen und entsprechender Wiedergutmachung.

2. Die Provinzialisierung Europas (Dipesh Chakrabarty 2000) und die leichte Aufwertung des globalen Südens. Die vermehrten Wortmeldungen von in den Norden zugewanderten, dort gut ausgebildeten Menschen aus dem globalen Süden und deren entsprechend stärkere Wahrnehmbarkeit in den Gesellschaften des Nordens.

3. Die gewachsene Bereitschaft, dem möglicherweise ebenfalls vermehrt aufkommenen Rassismus entgegenzutreten. Aus antirassistischem Engagement wird nachwirkende koloniale Überheblichkeit

«[...] nicht zufällig ist der Postkolonialismus vor allem von Frauen zu einem beachteten Thema gemacht worden.»

gegenüber Menschen vermeintlicher oder tatsächlicher Herkunft identifiziert und für rassistische Diskriminierung verantwortlich gemacht.²

Entstehung des Postkolonialismus

Eingebettet in diese säkularen Prozesse hat sich auch das wissenschaftliche Schrifttum vermehrt mit dem Verhältnis zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten beschäftigt. Daraus ist in den 1990er Jahren und ausgehend von der angelsächsischen Welt (USA/UK) die Forschungsrichtung des Postkolonialismus hervorgegangen. Der vom ETH-Historiker Harald Fischer-Tiné 2010 verfasste Aufsatz zum Postkolonialismus ist die bisher eingehendste und abgeklärteste Deutung innerhalb der in der Schweiz aufkommenen Auseinandersetzung mit dem neuen Forschungsparadigma³

Doch nicht zufällig ist der Postkolonialismus vor allem von Frauen zu einem beachteten Thema gemacht worden. Grosse Resonanz erlebte die von Patricia Purtschert/Barbara Lüthi/Francesca Falk 2012 zur Verfügung gestellte Bestandesaufnahme zur postkolonialen Schweiz. Die programmatischen Ausführungen geben zu verstehen, dass mit der Fokussierung auf den Postkolonialismus lediglich eine Variante einer allgemeineren Kritik an herrschenden Machtverhältnissen vorgenommen werde, wie sie in sich potenzierenden Überlagerungen dem Sexismus, der Homophobie und den Klassenkonflikten zu Grunde liegen.⁴ ■

Georg Kreis ist Historiker und emeritierter Professor für Neuere Allgemeine Geschichte und Geschichte der Schweiz an der Universität Basel.

¹ Der Text basiert auf einem Vortrag, den Georg Kreis im März 2023 in einem Weiterbildungskurs zu den kolonial-imperialen Verstrickungen der globalen Schweiz gehalten hat.

² Mehr dazu in Georg Kreis, Blicke auf die koloniale Schweiz. Ein Forschungsbericht. Zürich 2023.

³ Harald Fischer-Tiné, <http://ieg-ego.eu/de/threads/europa-und-die-welt/postkoloniale-studien> 2010.

⁴ Patricia Purtschert/Barbara Lüthi/ Francesca Falk (Hg.), Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien. Bielefeld 2012. S. 13-63. Spätere Auflagen 2013/14.



Ausstellung im Völkerkundemuseum Zürich: Hochzeitsreise? 5 Fragen an die «Sammlung Hans Paasche» aus Ostafrika.
Foto: Ashkira Darman

Für einen multiperspektivischen, globalgeschichtlichen und postkolonialen Ansatz im Geschichtsunterricht

www.geschichtsunterricht-postkolonial.ch – eine Webseite für Geschichtslehrpersonen.

Von **Ashkira Darman**

Wie soll mit der Statue von Alfred Escher auf dem Bahnhofplatz oder rassistischer Kunst und Begrifflichkeit im öffentlichen Raum umgegangen werden? Sollten die Stimmen der Saisoniers nicht stärker hörbar und ihre Geschichte besser erforscht werden? Wie soll dem erneut zunehmenden Antisemitismus begegnet werden?

Erinnerungskulturelle Themen insbesondere in Bezug auf die koloniale Vergangenheit Europas und ihr Weiterwirken oder Migration werden auch in der Schweiz in den vergangenen Jahren vermehrt und teilweise sehr kontrovers diskutiert. Die Schweiz war schon immer eine Migrationsgesellschaft und heute wird die gesellschaftliche und soziale Wirklichkeit wie auch das individuelle Erleben unserer Schülerinnen und Schüler in der Schweiz von Migrationsphänomenen mitgeformt und geprägt. Viele von ihnen haben einen oder zwei Elternteile, die nicht

in der Schweiz geboren sind. Dementsprechend sollten wir in der historisch-politischen Bildung diese «Familiengeschichten» in unseren Unterricht integrieren, damit sich unsere Schülerinnen und Schüler darin wiederfinden können. Schulbücher und Schulen sind ein Teil der sozialen Dimension «der Erinnerungskultur», das heisst, sie sind Teil der Trägerschaft des kollektiven Gedächtnisses. Deshalb sollten neuere Erkenntnisse aus der Forschung zu Themen wie Migration, Globalgeschichte, die postkoloniale Perspektive sowie aktuelle erinnerungskulturelle Debatten Teil des Unterrichts sein.

Material zur Verfügung stellen

Die Idee zur Webseite entstand an einem von mir organisierten Panel «Postkoloniale Schweiz im gymnasialen Geschichtsunterricht» an den Geschichtstagen 2019. Die Teilnehmendenzahl zeigte, dass sich viele

Geschichtslehrpersonen für das Thema interessieren. Ein zentraler Punkt in der Diskussion war, dass es zum Thema «Postkoloniale Schweiz» wenig Material in den bestehenden Schulbüchern gibt. Daraus resultiert, dass die Geschichte des Kolonialismus aus der europäischen Perspektive erzählt wird. Stimmen der einheimischen Bevölkerung aus der Zeit des Kolonialismus bis heute fehlen ganz oder sind nur sehr sporadisch vorhanden. Hinzu kommt, dass beispielsweise für afrikanische Länder die eigene Geschichte vor dem Imperialismus ausgeblendet und somit das koloniale Narrativ des «geschichtslosen Afrikas» aufrechterhalten wird.

Das primäre Ziel meiner Webseite ist es, Lehrpersonen Informationen, Materialien sowie Quellen zur Verfügung zu stellen, die einen multiperspektivischen, globalgeschichtlichen und postkolonialen Ansatz im Geschichtsunterricht unterstützen.



Sinzo Aanza, «The Lord is Dead, long Life to the Lord». Installation, Museum Rietberg. Ausstellung: Fiktion Kongo 2019. Foto: Ashkira Darman



Gürtelmaske aus Messing. Benin. Von den Briten gewaltvoll angeeignet im Rahmen der zerstörerischen Militäraktion der Briten 1897. Ausstellung «Provenienz», Museum Rietberg 2019. Foto: Ashkira Darman

Schwerpunkte der Webseite

Die Webseite ist unterteilt in vier Bereiche: Epochen, Beispiele, Themen, Unterwegs. Im grössten Teil, benannt «Epochen», sind die Themen in Anlehnung an die Gliederung in den Schulbüchern, und daher häufig auch des Unterrichts, in die Epochen «Antike», «Mittelalter» und «Neuzeit» unterteilt. Obwohl diese Epocheneinteilung eurozentristisch ist und für den aussereuropäischen Raum nicht passt, habe ich mich aus pragmatischen Überlegungen, um die Orientierung für die Lehrpersonen zu erleichtern, entschlossen, diese Unterteilung trotzdem zu verwenden. Die Kategorie «Antike/Mittelalter» zeigt, dass bereits vor dem 15. Jahrhundert ein Fokus auf aussereuropäische Geschichte und «entangled history» gelegt werden kann und soll. Ein Beispiel ist das Mongolische Reich, das bis heute territorial grösste Imperium, das ein Gebiet von Ostasien bis Osteuropa abdeckte und zusätzlich einen regen Fernhandel pflegte. Auf dem afrikanischen Kontinent spielte unter anderem das Reich Mali eine sehr wichtige Rolle. Es war das reichste Land seiner Zeit, dessen Stadt Timbuktu nicht nur ein internationales Handelszentrum war, sondern auch ein Ort des Lernens und Wissens mit überregionaler Strahlkraft.

Postkoloniale Schweiz

Ein erster inhaltlicher Schwerpunkt der Webseite ist die postkoloniale Schweiz, zu finden unter «Neuzeit bis heute: Schweiz». Dabei stehen die Verstrickungen der Schweiz im europäischen Imperialismusprojekt sowie die bis heute andauernden Folgen im Fokus, zum Beispiel struktureller Rassismus. Es geht

darum, aufzuzeigen, dass Schweizerinnen und Schweizer sowie Schweizer Firmen am Handel mit versklavten Menschen beteiligt waren. Weiter waren sie Teil der imperialen Verwaltungen und Armeen der europäischen Imperialmächte, die für die Unterdrückung und Ausbeutung in den damaligen Kolonien standen. Aber auch die koloniale Propaganda und Wertevermittlung, zum Beispiel in der Form von Völkerschauen und kolonialem Warenrassismus, sowie das Fortbestehen und Wirken dieser Werte bis heute gehört in diesen Bereich. Ein weiteres Ziel ist, dass die Stimmen Schweizer Schwarzer Menschen und People of Color adäquat vertreten sind. Der Vorteil einer Webseite ist, dass zeitnah Material zu aktuellen Diskussionen zur Verfügung gestellt werden kann. Beispiele dafür sind der Umgang mit Denkmälern oder dem Wandbild im Schulhaus Wylergut in Bern sowie neue Projekte zum Thema der Saisoniers oder der Jenischen, Sinti:zze und Rom:nja. Die kritische Auseinandersetzung mit diesen aktuellen in der Gesellschaft zum Teil sehr kontrovers geführten Debatten passt bestens in die Bereiche Politische Bildung und Bildung für Nachhaltige Entwicklung (BNE).

Übergreifende Themen, aktuelle Debatten

Unter der Kategorie «Themen» wird Material zu verschiedenen epochenübergreifenden Themen wie «Rassismus» oder aktuelle Debatten zur «Erinnerungskultur» zur Verfügung gestellt. In Bezug auf das Thema «Rassismus» gibt es einerseits den Bereich «Unterrichtsmaterial», andererseits geht es

aber auch darum, den Lehrpersonen Material zur Verfügung zu stellen, welches sie dabei unterstützt, mit Rassismus im Schulzimmer, etwa rassistischer Begrifflichkeit, adäquat umgehen zu können.

Als letzten Punkt möchte ich auf die Thematik der Provenienzforschung und Restitution Bezug nehmen. 2022 hat beispielsweise Frankreich, nach der entsprechenden Ankündigung von Emanuel Macron 2017, begonnen seine Restitutionspläne umzusetzen. Als allererster Akt in diesem historischen Prozess wurden 26 Statuen aus Abomey, der Hauptstadt Dahomeys, an Benin zurückgegeben. Dies ist nur ein Beispiel für die gesamteuropäisch hochaktuelle Diskussion zur Restitutionsthematik. In Zürich widerspiegelt sich dies beispielsweise in aktuellen Ausstellungen im Rietbergmuseum (vgl. S. 19-21) und dem Völkerkundemuseum. Diese Webseite soll auch dazu dienen, unter dem Link «Unterwegs» auf aktuelle und zukünftige Ausstellungen aufmerksam zu machen. Denn gerade zum Thema «Schweiz und Kolonialismus» ist viel geplant und es gibt den Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit, Geschichte ausserhalb des Schulzimmers zu betreiben und darüber zu reflektieren, was sie in ihrer alltäglichen Umgebung an Denkmälern, Kunst und Begrifflichkeit sehen. ■

Ashkira Darman ist Geschichtslehrperson am Realgymnasium Rämibühl und freischaffende Historikerin. Zusätzliche Informationen zu ihrer Person auf der Webseite: www.geschichtsunterricht-postkolonial.ch/



Evolve, Michèle Magema in der Ausstellung Fiktion Kongo im Rietbergmuseum 2019. Foto: Ashkira Darman

Mittel zur Anknüpfung an Familiengeschichten

Globale Geschichte und postkolonialer Ansatz im Geschichtsunterricht.
Von Ashkira Darman

In einem diesjährigen Oral-History-Projekt im Geschichtsunterricht war das Ziel, ausgehend von einem Gegenstand etwas über die eigene Familiengeschichte zu erfahren. Es zeigte sich, dass bei der Mehrheit der Schüler:innen mindestens ein Teil der Familiengeschichte ausserhalb der Schweiz liegt und somit Migration ein Erfahrungshintergrund ist. Zur historischen Kontextualisierung der Interviews haben sich die Schüler:innen mit der chinesischen, deutschen (russischen), französischen, italienischen, serbischen, tschechischen und Tiroler Geschichte auseinandergesetzt. In Bezug auf Migration als Teil der Schweizer Geschichte erfuhren wir in den Präsentationen vieles über die Lebenssituation der eingewanderten Familienmitglieder und was das Saisonierstatut praktisch bedeuten konnte.

Geschichte in der Migrationsgesellschaft

Dieses Oral-History-Projekt zeigt, dass wir in einer Migrationsgesellschaft leben. Dies bedeutet, dass die gesellschaftliche und soziale Wirklichkeit in der Schweiz und das individuelle Erleben von uns allen stark von Migrationsphänomenen geprägt wird. Entsprechend vielfältig sind auch die Vorstellungen, Perspektiven und Bewertungen von Geschichte, die nationale Bezugsrahmen von Erinnerung und Geschichtspolitik auf unterschiedliche Weise herausfordern. Dies sollten wir auch für unseren Unterricht berücksichtigen, da sich diese Pluralität der Migrationsgesellschaft in unseren Schulzimmern widerspiegelt.

Die folgende geschichtsdidaktische Erkenntnis überrascht nicht. Geschichtsunterricht ist dann erfolgreich, wenn an die individuellen Erfahrungen unserer

Schüler:innen angeknüpft werden kann und somit Familiengeschichten und unterschiedliche Geschichtsbilder berücksichtigt werden. Globalgeschichte und postkolonialer Ansatz im Geschichtsunterricht führen auf dieses Ziel hin. Die Themenauswahl wird globaler, wenn beispielsweise die Geschichte Sri Lankas, Ex-Jugoslawiens oder Eritreas stärker berücksichtigt wird. Der postkoloniale Ansatz wiederum ermöglicht es, die Perspektive der diversen Familiengeschichten sowie die aktuelle Erfahrungsrealität rassismusbetroffener Schüler:innen in den Geschichtsunterricht miteinzubeziehen.

An dieser Stelle möchte ich eine kurze Begriffsklärung bezüglich des postkolonialen Ansatzes vornehmen. Für den Geschichtsunterricht ist der kritische Impetus der Postkolonialen Theorie interessant. Es geht unter anderem darum, europäische Differenzvorstellungen und das westliche

Fortschrittnarrativ kritisch zu hinterfragen und den Eurozentrismus zu überwinden. Für den Unterricht ist es von zentraler Bedeutung, dass von einem weiten Kolonialbegriff ausgegangen wird. Das heisst, dass zusätzlich zu der politischen und wirtschaftlichen Herrschaft auch die mentale Dimension, das heisst die Ideologie, berücksichtigt wird. Davon ausgehend kann das Weiterwirken von Teilen dieser diskursiven Machtstruktur, zum Beispiel der kolonialrassistischen Wertvorstellungen, bis heute aufgezeigt, diskutiert und somit hoffentlich in Zukunft auch überwunden werden.

Was bedeutet dies nun für die Umsetzung im Geschichtsunterricht. Im Folgenden werde ich mich auf zwei zentrale Anliegen beschränken. Es geht einerseits um die Vermeidung der Reproduktion des europäischen kolonialrassistischen Blicks, andererseits um die Verankerung der Multiperspektivität im Unterricht.

Kolonialrassismus vermeiden und dekonstruieren

Bis heute ist unser Bildrepertoire und unsere Sprache von entsprechend rassistischen Stereotypen und Begriffen aus der Zeit des Kolonialismus geprägt. Dies gilt auch für Texte in den Schulbüchern. Wenn nicht anders möglich, kann man diese Begrifflichkeit aufgreifen und erklären, warum sie nicht mehr verwendet werden sollte. Zum Beispiel der Begriff «Häuptling», der neu anstelle der verschiedenen Selbstbezeichnungen für beispielsweise afrikanische Herrscher:innen eingeführt worden ist.

Grundsätzlich sollten aber Texte ohne diese kolonialrassistische Begrifflichkeit im Unterricht verwendet werden. Auch bezüglich des Einsatzes von Bildquellen ist eine reflektierte Auswahl sehr wichtig. Die grosse Mehrheit der Fotografien aus der Zeit des Kolonialismus zeigt den europäischen kolonialrassistischen Blick auf die einheimische Bevölkerung und reproduziert die Herrschaftsverhältnisse. Die simbabwische Schriftstellerin Yvonne Vera schrieb beispielsweise: «The camera has often been a dire instrument. In Africa, as in most parts of the dispossessed, the camera arrives as part of the colonial paraphernalia, together with the gun and the bible.» In diesen Fotografien werden Schwarze Menschen und PoC mehrheitlich exotisiert, rassifiziert, objektiviert und abgewertet dargestellt. Solche Fotografien sollten nicht in Schulbüchern abgedruckt werden.

Die Möglichkeit besteht, im Unterricht ein entsprechendes Bild sorgfältig kontextualisiert zu projizieren beispielsweise mit dem Ziel rassistische Stereotypen zu dekonstruieren und die gewaltvolle koloniale Herrschaft zu thematisieren. In jedem Fall ist es der Auftrag der Schule Chancengleichheit zu

gewährleisten und Diskriminierung zu verhindern. Dementsprechend muss der Ansatz verfolgt werden, dass rassistisch betroffene Kinder und Jugendliche nicht mehr diesen rassistischen Stereotypen in Wort und Bild ausgesetzt werden.

Multiperspektivität verankern

Warum ist Multiperspektivität so wichtig. Für die Phase des Kolonialismus ist es unerlässlich, dass bei der Auswahl der Quellen, die Perspektive der einheimischen Bevölkerung berücksichtigt wird. In Bezug auf die Geschichte Namibias und der Herero und Nama werden in zahlreichen Geschichtslehrmitteln nur Bild- und Textquellen von Vertreter:innen der deutschen Kolonialmacht abgedruckt. Somit werden den Lernenden nur Texte mit rassistischem Inhalt aus deutscher Perspektive vorgelegt. Und sie sehen nur Bilder, die die Nama und Herero als abgewertete, namenlose Opfer der Kolonialgewalt inszenieren und somit auch die angebliche rassenbezogene Hierarchie der damaligen Zeit widerspiegeln. Und genau dieses kolonialrassistische Bild von Schwarzen Menschen nehmen die Schüler:innen mit.

Dabei gibt es zahlreiche Quellen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die die Perspektive von Vertretern der Nama und Herero aufzeigen. Beispielsweise die Aufzeichnungen von Henrik Witbooi/!Nanseb |Gabemab oder von Friedrich Maharero. Letzterer wurde zusammen mit weiteren 106 Menschen 1896 aus Namibia unter Vorspiegelung falscher Tatsachen nach Berlin gelockt und gezwungen, im Rahmen der Deutschen Kolonialausstellung in einer Völkerschau aufzutreten. 1947 erklärt er in einem Interview: «Die Deutschen haben uns bekämpft und unser Land weggenommen. Dies ist der Grund, warum sie nichts Gutes in uns sehen wollten. Sie bekehrten uns zum Christentum, aber wollten uns keine weitere Ausbildung geben oder uns dabei helfen, voranzukommen. [...] Die Herero haben überhaupt nichts von ihnen gelernt ausser dem Wort «Gott». Die Deutschen haben die Herero gefürchtet. Sie wollten nicht, dass sie lernen und sich weiterentwickeln, so wie wir es heute wollen.» Solche Quellen oder sogar ein biografischer Ansatz machen es den Schüler:innen möglich, Vertreter:innen der Nama und Herero als eigenständig handelnde Individuen kennenzulernen.

Um Multiperspektivität abbilden zu können, ist es grundsätzlich wichtig, Oralität als Wissenstransfer zu thematisieren und die grosse Bedeutung mündlicher Quellen zu betonen und diese im Unterricht einzusetzen. Im Anschluss daran lohnt es sich auch, mit den Schüler:innen die Problematik von Archiven aus der Kolonialzeit zu diskutieren, das heisst, darauf zu verweisen, wie selektiv

Quellen aufbewahrt und wie zum Teil nach dem formalen Ende der Kolonialherrschaft schriftliche Quellen zerstört wurden, beispielsweise von den Briten im Zusammenhang mit den Verbrechen in Kenia während des Land-für-Freiheit-Aufstands.

Interessant ist die Aussage von David Shongo, einem kongolesischen Künstler. «Für mich sind Archive nicht nur nützliche Träger von Werten und Informationen, vielmehr helfen sie mir auch, Probleme zu begreifen, die mit der kolonialen Vergangenheit zu tun haben. Sie sind Spuren der Geschichte und ein Leitfaden in die Vergangenheit und die Zukunft hinein. Sie dienen und dienen gleichzeitig der kolonialistischen und der anticolonialistischen Propaganda und werden nach wie vor eingesetzt, um der Welt ein bestimmtes Bild des Kongo zu vermitteln. Wenn ich als kongolesischer Künstler nun in die Archive eingreife, durchbreche ich letztlich die psychologischen Voraussetzungen, die das Nachdenken über das von kolonialen Narrativen geleitete koloniale Bild des Kongo bestimmen.» David Shongo sowie weitere aktuelle kongolesische Künstler:innen haben sich in Texten und Bildern mit der Zeit des Kolonialismus im Kongo auseinandergesetzt. Diese Quellen sind ausgesprochen wertvoll für den Unterricht. Sie erlauben es den Schüler:innen, sich mit verschiedenen kongolesischen Perspektiven auseinanderzusetzen und damit eine eurozentrische, monoperspektivische Sicht auf das Thema zu vermeiden und einen differenzierten und offenen Blick auf die Geschichte zu entwickeln. ■

Ashkira Darman ist Geschichtslehrperson am Realgymnasium Rämibühl und freischaffende Historikerin. Zusätzliche Informationen zu ihrer Person auf der Webseite www.geschichtsunterricht-postkolonial.ch/

Bibliografie

Philipp Bernhard. Eine geschichtsdidaktische Vermessung Postkolonialer Theorie. Potenziale und Grenzen Postkolonialer Kritik für die Geschichtsdidaktik und den Geschichtsunterricht. In: Meike Hensel-Grobe/Heidrun Ochs (Hg.): Geschichtsdidaktik Update. Aktuelle geschichtsdidaktische Forschungsansätze der Early Career Researchers. Göttingen 2022, S. 51-69.

Fiktion Kongo. Kunstwelten zwischen Geschichte und Gegenwart. Hg. Nanina Guyer und Michaela Oberhofer. Museum Rietberg 2019.

Geschichten im Wandel. Neue Perspektiven für die Erinnerungskultur in der Migrationsgesellschaft. Viola B. Georgi / Martin Lücke / Johannes Meyer-Hamme / Riem Spielhaus (Hg.). Transcript 2022.

Geschichtsdidaktik postkolonial. Zeitschrift für Geschichtsdidaktik 2016. 15. Jg. Hg. Bernd Stefan Grewe.

«Meine Tochter [...] soll alles lernen, was die weissen Mädchen lernen...». «Schwarze» Perspektiven auf Deutschland um 1900». In: Textpraxis 11 (2.2015). <http://www.uni-muenster.de/textpraxis/josch-lampe-schwarze-perspektiven-auf-deutschland-um-1900>

<https://www.nytimes.com/2019/02/06/magazine/when-the-camera-was-a-weapon-of-imperialism-and-when-it-still-is.html>

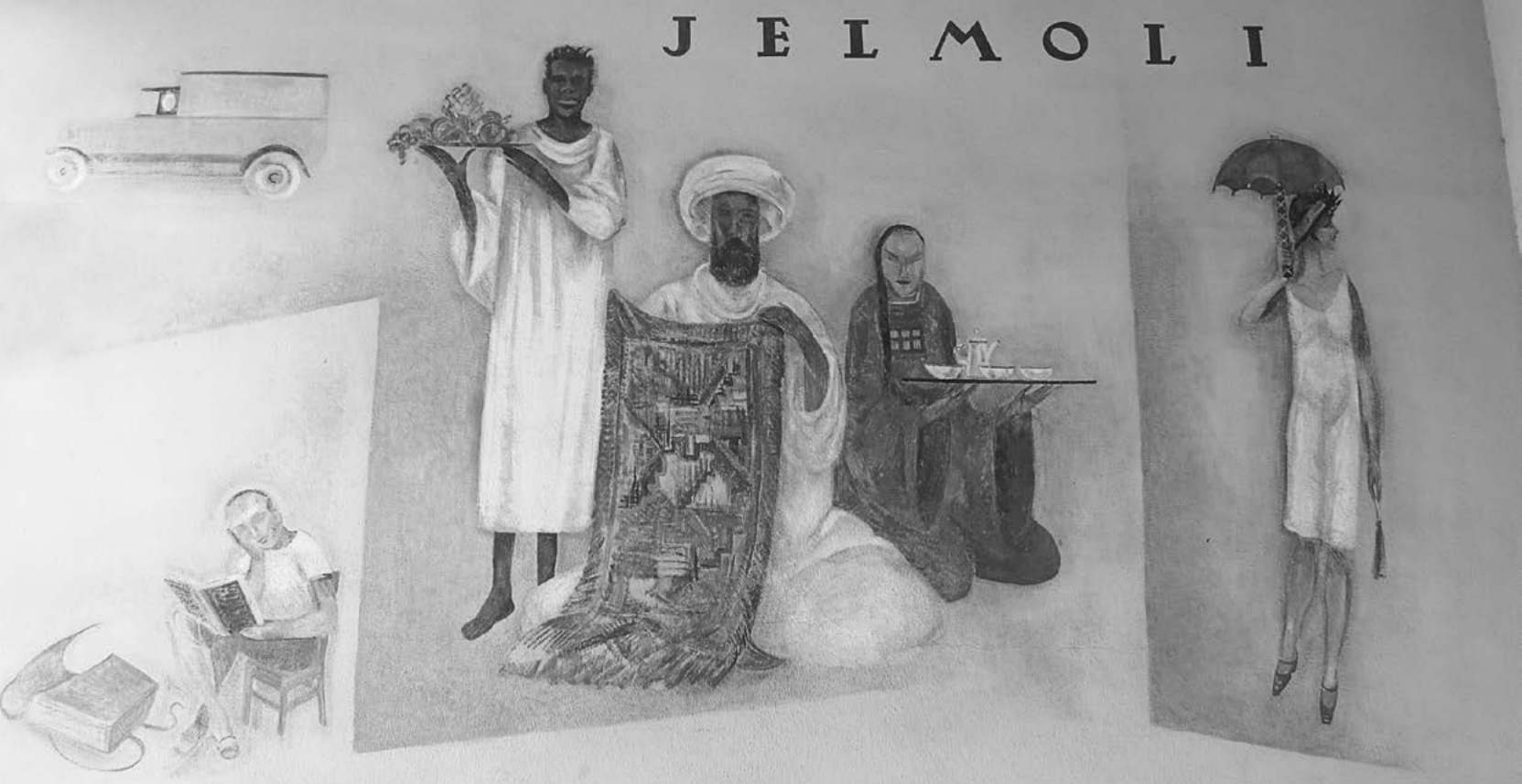


Bild: Wiedikon Bahnhofshalle. Jelmoli-Werbegrafik von Otto Baumberger. Bild B: Verkäufer bieten Waren an. (Wikimedia Commons / CC-BY-SA-3.0, 3.12.2023)

Zürich und der Kolonialismus

Unterrichtsmaterial für die Sekundarstufe 1.

Von **Stephan Hediger** und **Christian Mathis**, Pädagogische Hochschule Zürich

Der europäische Kolonialismus gehört seit vielen Jahrzehnten zu den klassischen Themen im Geschichtsunterricht auf der Sekundarstufe 1 (Ritzer 2020). Zur Sprache gebracht werden Entdeckungen und Eroberungen, die Entstehung weltumspannender Kolonialreiche, etwa der Spanier und Engländer, der Handel mit «Kolonialwaren» sowie die Sklaverei. Die Frage nach einer Schweizer Beteiligung am Kolonialismus hingegen wurde lange kaum oder gar nicht aufgeworfen. Warum auch? Die Überzeugung dahinter: Der Kolonialismus war eine Sache der anderen, die Schweiz gleichsam unbeteiligte Zuschauerin. Oder wie es der Basler Schriftsteller Martin R. Dean jüngst im Magazin des Tagesanzeigers formulierte: «Mein Geschichtslehrer und ich waren der Meinung, dass die Schweiz nichts zum Kolonialismus beigetragen hat» (Dean 2023). In den letzten Jahren wurde diese einseitige Geschichtsvermittlung indes nachdrücklich in Frage gestellt. Denn Geschichtswissenschaft hat längst gezeigt: Die Schweiz hat zwar nie Kolonien besessen. Trotzdem hat sie eine koloniale Vergangenheit (Purtschert / Lüthi / Falk 2012). Dass entsprechende Verflechtun-

gen auch nach Zürich reichten, ist bekannt. Ein im April 2021 veröffentlichter Bericht der Universität Zürich über die «Beteiligung der Stadt Zürich sowie der Zürcherinnen und Zürcher an Sklaverei und Sklavenhandel vom 17. bis ins 19. Jahrhundert» (Bregard / Schubert / Zürcher 2020) bietet reichhaltige Einblicke in die Geschäfte mit versklavten Menschen.

Zürich und der Kolonialismus

Vor diesem Hintergrund hat das Präsidialdepartement der Stadt Zürich 2022 bei der Pädagogischen Hochschule Zürich die Erarbeitung von Unterrichtsmaterialien für die Sekundarstufe 1 in Auftrag gegeben. Diese sollen auf der Grundlage des aktuellen Forschungsstands Verflechtungen Zürichs mit kolonialen Strukturen zeigen. Entstanden ist in Rücksprache und mit Unterstützung des Schul- und Sportdepartements das Dossier «Zürich und der Kolonialismus – Unterrichtsmaterial für die Sekundarstufe 1» (Mathis / Hediger 2023).

Es umfasst auf gut 70 Seiten drei Aufgabensets mit Fallbeispielen, die zum Nachdenken über die Verflechtungen der

Stadt Zürich mit kolonialen Strukturen und kolonialem Denken anregen. Es sind dies:

- Ausbeutung durch Sklaverei
- Menschen werden zu «den Anderen» gemacht
- Werbung als Spiegel kolonialer Vorstellungen

Die drei Aufgabensets schliessen an Geschichtslehrmittel an, die vom Bildungsrat des Kantons Zürich empfohlen sind, wie etwa «Gesellschaften im Wandel» (Lehrmittelverlag Zürich 2017). Die in den Aufgabensets verwendeten Quellen und Darstellungen haben einen klaren Bezug zu Zürich und lassen sich im Unterricht mit der Alltagswelt von Schülerinnen und Schülern verknüpfen.

Breiter Kolonialismus-Begriff

Der thematische Fächer, der mit diesen Aufgabensets aufgespannt wird, deutet an, dass dem Unterrichtsmaterial ein breiter Kolonialismus-Begriff zugrunde liegt. Kolonialismus wird nicht ausschliesslich als eine auf Erwerb und Ausbau von Kolonien ausgerichtete Politik begriffen. Eingeschlos-

sen sind auch die Entstehung und Nutzung globaler Netzwerke, die die Zirkulation von Menschen, Waren und Wissen, aber auch von Vorstellungen wie Rassismus ermöglichten und begünstigten und von privaten Firmen, wissenschaftlichen Institutionen oder Einzelpersonen genutzt werden konnten (Brennard / Schubert / Zürcher 2020) (→ Aufgabenset «Ausbeutung durch Sklaverei»). Aus dieser Perspektive sind zum Beispiel nicht nur der Handel mit «Kolonialwaren» Teil kolonialer Verflechtungen, sondern auch die damit einhergehende Konstruktion, Verbreitung und Verfestigung kolonialer Denkmuster in Form des «Warenrassismus» (engl. commodity racism) (Purtschert 2019) (→ Aufgabenset «Werbung als Spiegel kolonialer Vorstellungen»); oder etwa sogenannte «Völkerschauen», wie sie in Europa vielerorts – auch in Zürich – organisiert wurden und auf grosses Interesse stiessen (Brändle 2013). Ziel dieser Schauen war es nicht, eine Begegnung zwischen Menschen anzubahnen. Die Besucherinnen und Besucher sollten «fremden» Völkern bei ihrem vermeintlichen Alltagsleben zuschauen können. «Völkerschauen» stehen beispielhaft für die Art und Weise, wie in der damaligen Zeit bleibende, rassistisch geprägte Bilder und Vorstellungen über die aussereuropäische Welt erzeugt und reproduziert wurden (→ Aufgabenset «Menschen werden zu «den Anderen» gemacht»).

Lernen über Kolonialismus und Rassismus

Das Nachdenken, Reden und Lernen über Kolonialismus und Rassismus im Unterricht ist mit einigen Herausforderungen verbunden. Dazu gehört, dass koloniale Denkmuster und Begriffe nicht reproduziert, sondern kritisch hinterfragt werden sollen. Im Unterrichtsmaterial «Zürich und der Kolonialismus» wird diesen Herausforderungen auf verschiedenen Ebenen begegnet.

Begriffe: Glossar

Das Sprechen über koloniale Kontinuitäten bedingt eine sorgfältige Sprache und Gesprächskultur. Deshalb steht den Lehrpersonen ein Glossar zur Verfügung. Es ist als Hilfestellung gedacht. Die Lehrpersonen lernen die wichtigsten Begriffe in aktuellen Debatten über Rassismus und Kolonialismus kennen, können die im Dossier verwendete

Terminologie einschätzen und finden sich in der Fachliteratur zurecht.

Umgang mit Bildern und anderen Quellen: Gewalt, Rassismus, kolonialer Blick

Bilder und andere Quellen werden im Dossier zurückhaltend verwendet und sie sind sorgfältig ausgewählt. Denn der Einsatz von Bildern und schriftlichen Quellen aus der Kolonialzeit kann problematisch sein. Das ist dann der Fall, wenn diese Bilder und Texte den kolonialen, entwürdigenden Blick auf die abgebildeten Menschen kolportieren oder wenn sie rassistische Begriffe enthalten. Hinzu kommt, dass das Dossier als Open Educational Resources (OER) auf der Webseite der Stadt Zürich allen frei zur Verfügung steht. Es stellt sich also die Frage, ob man den kolonialen Blick und gewaltvolle Darstellungen und Begriffe im Internet verbreiten möchte.

Aus didaktischer Sicht sollten Auswahl und Verwendung von Bildern und Texten immer in einem sach- und lernlogischen Bezug zu ihrer Funktion im Lernprozess stehen. Beim Umgang mit Bild- und Textquellen aus der kolonialen Vergangenheit wurde dieses Prinzip folgendermassen umgesetzt:

a) Illustration. Bilder und Texte dienen dazu, Sachverhalte zu illustrieren: Hier wurde mehrheitlich auf den Einsatz von Bildern aus der Kolonialzeit sowie auf rassistische Begriffe verzichtet.

b) Information. Schülerinnen und Schüler sollen den Bild- und Textquellen Informationen entnehmen: Hier wurden die Bilder und Texte mit Bedacht ausgewählt. Auf gewaltbehaftete Darstellungen und Begriffe wurde möglichst verzichtet.

c) Kritik. Geht es bei den Aufgaben um historische Quellenkritik, -analyse und -interpretation, sind die Quellen jeweils entsprechend kontextualisiert, können verwendet und dekonstruiert werden.

Multiperspektivität und Gewertsbezug

Einerseits berücksichtigen die Aufgabensets speziell die Perspektiven und Erfahrungen von Menschen, die von rassistischen und diskriminierenden Praktiken betroffen waren oder sind. Dadurch wird den Schülerinnen und Schülern ermöglicht, den historischen Gegenstand aus unterschiedlichen

Perspektiven zu betrachten und einseitige Darstellungen zu erkennen.

Andererseits enthalten sie Aufgaben, die einen Gegenwartsbezug herstellen und den Schülerinnen und Schülern ermöglichen, die Auswirkungen des Kolonialismus in der heutigen Zeit zu untersuchen. Dazu tragen auch konkrete weiterführende Unterrichtsvorschläge zum Einbezug ausserschulischer Lernorte bei. Die Verbindung von historischen Phänomenen und Ereignissen mit gegenwärtigen Themen und Entwicklungen fördert eine reflexive, kritische Betrachtung von Vergangenheit und Gegenwart.

Aufbau der drei Aufgabensets

Jedes Aufgabenset besteht aus fünf Elementen:

1. Fachliche Einführung für die Lehrperson: Die wichtigsten Fakten sowie das Kontextwissen zum Thema werden in Kurzform präsentiert.

2. Fachdidaktische Hinweise für die Lehrperson: Die Zielsetzungen sowie der Aufbau und Hinweise zum Einsatz der Materialien im Unterricht werden erläutert.

3. Basisaufgaben für Schülerinnen und Schüler: Das Kernstück bilden erprobte Aufgabensets. Die Aufgaben können im Sinne eines Erkundungswegs der Reihe nach gelöst werden. Dabei steht die Arbeit mit verschiedenen Bild- und Textquellen im Vordergrund.

4. Weiterführende Unterrichtsideen: Es werden weitere Möglichkeiten aufgezeigt, um sich vertiefter mit der Thematik auseinanderzusetzen, zum Beispiel durch Erkundung ausserschulischer Lernorte oder die Beschäftigung mit dem Umgang mit Geschichte in der Öffentlichkeit.

5. Musterlösungen: Diese wurden zu den Basisaufgaben im Sinne von Vorschlägen und Erwartungshorizonten formuliert. ■

Das Dossier «Zürich und der Kolonialismus. Unterrichtsmaterial für die Sekundarstufe 1» kann gratis heruntergeladen werden unter: https://www.stadt-zuerich.ch/portal/de/index/politik_u_recht/stadtrat/weitere_politikfelder/koloniales-erbe/unterrichtsmaterial.html

Brändle, Rea, 2013: Wildfremd, hautnah. Zürcher Völkerschauen und ihre Schauplätze 1835-1964. Erweiterte Neuauflage. Zürich.

Brennard, Marcel / Schubert, Frank / Zürcher, Lukas, 2020: Die Beteiligung der Stadt Zürich sowie der Zürcherinnen und Zürcher an Sklaverei und Sklavenhandel vom 17. bis ins 19. Jahrhundert. Bericht zu Händen des Präsidialdepartements der Stadt Zürich. Universität Zürich.

<https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/190541/> (Abfrage 8.11.2023).

Lehrmittelverlag Zürich (Hg.), 2017: Gesellschaften im Wandel. Geschichte und Politik, Sekundarstufe 1. Zürich.

Dean, Martin R.: Mein Geschichtslehrer und ich waren der Meinung, dass die Schweiz nichts zum Kolonialismus beigetragen hat. In: Das Magazin, 27.10.2023.

Mathis, Christian / Hediger, Stephan, 2023: Zürich und der Kolonialismus. Unterrichtsmaterial für die Sekundarstufe I (Hg. v. Präsidialdepartement Stadt Zürich). Zürich. https://www.stadt-zuerich.ch/content/dam/stzh/portal/Deutsch/politik-der-stadt-zuerich/grafik-und-foto/koloniales-erbe/230830_unterrichtsmaterial_zuerich_kolonialismus.pdf (Abfrage 8.11.2023).

Purtschert, Patricia / Lüthi, Barbara / Falk, Francesca (Hg.), 2012: Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien. Bielefeld.

Purtschert, Patricia, 2019: Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weissen Schweiz. Bielefeld.

Ritzer, Nadine, 2020: Die koloniale Schweiz? Die postkoloniale Schweiz! In: Didactica Historica, Heft 6, 1-9.

Kolonialismus ohne Kolonien

Im neuen «Tangram», der Zeitschrift der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus, befassen sich 16 Beiträge mit dem «kolonialen Erbe der Schweiz». Mehrere der Texte weisen auch auf lokale Bezüge und Angebote hin, die Anregungen für den Unterricht geben könnten.

Von Martin Stohler

Die Rolle der Schweiz im Kolonialismus wurde lange Zeit von Schweizer Historiker*innen kaum untersucht. Das hat sich in den letzten Jahrzehnten geändert. In seinem Beitrag gibt Matthieu Gillibert einen knappen Überblick darüber, welche Fragestellungen dabei ins Blickfeld rückten.

Dass die Geschichte der Schweizer Beteiligung am Kolonialismus derart spät auf die Agenda der Historiker*innen kam, hängt mit der «Sonderfall»-These zusammen. Diese geht von der Annahme aus, dass die Schweiz nicht am Kolonialismus beteiligt war, da der Schweizer Staat nie über eigene Kolonien verfügte. Dazu gibt Fabio Rossinelli zu bedenken, dass sich «die koloniale Beteiligung eines Staates nicht nur an der Anzahl eingekommener Gebiete» misst. Er kritisiert die These, «dass die Schweiz keine koloniale Vergangenheit habe und dass die Schweizer als Privatpersonen gehandelt hätten». Als Beispiele, die gegen letztere Annahme sprechen, verweist Rossinelli unter anderem auf geografische Gesellschaften, die in einer öffentlich-rechtlichen Partnerschaft diverse Projekte verfolgten.

Veränderter Blick

Der veränderte Blick auf die Schweiz in der Kolonialzeit hat nicht nur in der Historiker*innenzunft das Ende der «Sonderfall»-These eingeläutet. Aktivist*innen sorgen in jüngster Zeit dafür, wie Henri-Michel Yéré betont, dass die gewonnenen Erkenntnisse auch ausserhalb der Universitäten zur Kenntnis genommen werden, nachdem sie zuvor «beim Rest der Gesellschaft auf relative Gleichgültigkeit gestossen waren».

Zum «kolonialen Erbe» der Schweiz gehören offensichtlich auch rassistische Stereotypen und Praktiken. Dass diese unbewusst fortbestehen und das Denken (von weissen Post-Kolonialist*innen) prägt, ist eine Annahme, die sich durch mehrere Texte zieht. Zu fragen wäre hier allerdings, inwiefern sie unverändert fortbestehen oder durch neue, aus aktuelleren Quellen stammende überlagert wurden und werden.

Bilder tragen bekanntlich einen wesentli-

chen Teil dazu bei, welches Bild wir uns von andern machen. Patrick Minder geht auf deren Produktion ein und schildert, welche Medien zu ihrer Verbreitung beigetragen haben.

Die Frage, wie das «koloniale Erbe» in Form des «kolonialen Denkens» weiterwirkt, stellt sich auch bei der Lektüre des Beitrags von Faten Khazaei. Sie tritt für einen «intersektionalen Ansatz des Widerstandes gegen Rassismus, Sexismus und Kolonialismus» ein. In ihrem Text möchte sie unter anderem «zeigen, inwiefern die intersektionale Beziehung zwischen Sexismus und Rassismus, die zur Rassistifizierung der geschlechtsspezifischen Gewalt in der Schweiz führt, ihre Ursprünge im kolonialen Denken hat». Ihr Text ist sehr lesenswert und in vielerlei Hinsicht erhellend. Die Rückführung der geschilderten Phänomene auf ein (nicht näher definiertes) «koloniales Denken» kann ich darin allerdings nicht entdecken.

Wirken in die Breite

Die kritische (Wieder-)Erinnerung an die Beteiligung der Schweiz oder von Schweizer*innen will Projekte und Aktionen in einzelnen Städten fördern.

Neuenburg beispielsweise verfügt über einen gestaffelten Aktionsplan, der darauf abzielt, wie Chantal Lafontant Vallotton berichtet, «die Kolonialgeschichte Neuenburgs bekannt zu machen, aktiv gegen Diskriminierung vorzugehen und eine stärkere Inklusion aller Bevölkerungsgruppen zu fördern». Anstoss dazu gab eine Statue von David de Pury (1709–1786). Dieser hatte nach seinem Tode sein beachtliches Vermögen der Bürgerschaft von Neuenburg hinterlassen. Erworben hatte er es mit dem Handel mit Edelhölzern und Diamanten aus Brasilien; zudem gehörten ihm auch Anteile an einem

portugiesischen Unternehmen, das am Sklavenhandel beteiligt war.

Einen Blick auf Zürichs koloniale Geschichte – beziehungsweise Geschichten – ermöglichte die Ausstellung «Blinde Flecken – Zürich und der Kolonialismus». Manda Beck und Andreas Zangger, welche diese Ausstellung kuratiert haben, schildern in ihrem Text die Vorgeschichte des Projekts und welche Ziele damit verfolgt wurden.

Erkenntnisse zum Themenkomplex «Die Schweiz und der Kolonialismus» wird ab September 2024 auch eine grosse Sonderausstellung des Nationalmuseums vermitteln. Der Beitrag, den das Kurator*innenteam zum Heft beigesteuert hat, eignet sich bestens als Einstieg in die Thematik und empfiehlt sich als vorbereitende Lektüre vor dem Ausstellungsbesuch (vgl. auch S. 4-6).

Zu den Besonderheiten von «Tangram» gehört es, dass die Texte jeweils in den drei Landessprachen Deutsch, Französisch und Italienisch publiziert werden. Das erlaubt einen Blick über die Sprachgrenzen hinweg und ermöglicht es, einen Vergleich darüber anzustellen, welche Begriffe in den drei Sprachen für den nämlichen Sachverhalt verwendet werden. ■



Verteidigen wir unsere Kaufkraft!

Der Zürcher Regierungsrat will die aufgelaufene Teuerung von 1,6 Prozent im Jahr 2024 ausgleichen. Es braucht aber mehr. Um die steigenden Krankenkassenprämien, Miet- und Energiekosten aufzufangen, müssen Reallohnerhöhungen und ein automatischer Stufenanstieg her.



Preise Rauf? Löhne Rauf! Mit dieser Formel ist der VPOD in Zürich und landesweit in die jährlichen Lohnverhandlungen eingestiegen. Konkret forderte der VPOD Zürich vom Regierungsrat den vollen Teuerungsausgleich sowie eine zusätzliche generelle Reallohnerhöhung von mindestens 2 Prozent für alle Angestellten des Service public mit Einkommen bis 100'000 Franken und 1,5 Prozent für alle Einkommen bis 200'000 Franken. Mit den jährlich zur Verfügung stehenden Budgetquoten für sogenannte individuelle Lohnerhöhungen erwarten wir mindestens 5 Prozent Lohnerhöhung, um die Kaufkraft der Menschen zu sichern. Eine überaus legitime Forderung angesichts der Produktivitätssteigerung, der unverzichtbaren Leistungen der Angestellten des Service public und des jahrelangen Lohnrückstandes gegenüber anderen Branchen.

Wann, wenn nicht jetzt?

Von den geforderten 5 Prozent Lohnerhöhung hat der Regierungsrat mit seinem Beschluss neben dem Teuerungsausgleich von 1,6 Prozent zusätzlich 0,2 Prozent der Lohnsumme für Einmalzulagen und 0,6 Prozent für individuelle Lohnerhöhungen ins kantonale Budget aufgenommen. Letztere sind jedoch nicht budgetrelevant, da sie über die so genannten Rotationsgewinne, das heisst über die regulären Personalabgänge finanziert werden. Für generelle Lohnerhöhungen sei jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, teilt uns der Regierungsrat einmal mehr mit. «Wann dann?», fragen wir zurück. Der Lohn der Arbeitnehmenden verliert laufend an Wert, wir müssen jetzt gegensteuern, damit sich die Menschen das Leben im Kanton noch leisten können.

Nun kann der Kantonsrat in der vorweihnachtlichen, mehrtägigen Budgetdebatte den Beschluss korrigieren. Geschenke sind aber nicht zu erwarten. Im Gegenteil,

der in seiner Mehrheit arbeitnehmer:innenfeindliche Kantonsrat bestreitet in der Regel auch die mickrigsten Lohnmassnahmen. Trotzdem wird der VPOD das Parlament auffordern, die Kaufkraft der Arbeitnehmer:innen zu schützen und die dringend benötigten Reallohnerhöhungen im Budget 2024 zu berücksichtigen.

Systemwechsel bei Lohnerhöhungen vonnöten

Darüber hinaus bedarf es einer Umgestaltung der Lohnentwicklung. Wie in vielen Branchen hat sich auch im Bildungsbereich das System der individuellen, leistungsorientierten Lohnerhöhungen, die an vermeintlich objektive Leistungskriterien (MAB-Bewertungen) geknüpft sind, nicht bewährt. Ob ein Stufenanstieg erfolgt, hängt heute weitgehend von der politisch zur Verfügung gestellten Lohnsumme ab. Doppelte Stufenanstiege, die bei ausserordentlichen Leistungen rechtlich möglich wären, gibt es in der Praxis nicht.

Ob der Lohn jeweils erhöht werden kann, hängt nicht von der MAB-Note, sondern weitgehend vom Budget des Kantons ab. Anhand dieser Quote entscheidet die Bildungsdirektion, welche individuellen Lohnstufen jedes Jahr berücksichtigt werden können. Dies sind in der Regel nur sehr wenige, so dass insbesondere erfahrene Lehrpersonen lange auf einer Lohnstufe verharren. Dies hat zur Folge, dass viele Lehrpersonen bis zu ihrer Pensionierung nicht, wie eigentlich vorgesehen, das erste Lohnmaximum erreichen. Deshalb braucht es jährliche automatische Stufenanstiege für alle statt willkürliche Anpassungen für wenige. ■

Text: **Fabio Höhener**, Gewerkschaftssekretär VPOD Zürich Lehrberufe

Es braucht ein besseres Arbeitsklima an den Zürcher Berufsfachschulen!

Ein gutes Klima im Schulhaus hat nicht nur mit den Temperaturen zu tun. Zwischenmenschliche Krisen oder schlechte Kommunikation können die Arbeitslaune ebenso belasten. Für das Jahr 2024 nimmt sich der VPOD Zürich Lehrberufe vor, das Arbeitsklima an den Zürcher Berufsfachschulen zu untersuchen und gemeinsam mit Lehrpersonen nach Verbesserungspotential zu suchen.

Das Projekt «Besseres Arbeitsklima an Zürcher Berufsfachschulen» kann nur mit deiner Mithilfe zum Erfolg werden!

Nimm an einer der Veranstaltungen teil und berichte über deine Erfahrungen. Sehr gerne kannst du auch deine Kolleg:innen, die noch nicht im VPOD sind auf die Veranstaltungen hinweisen. Weitere Informationen und die unverbindliche Anmeldung findest du auf <https://zuerich.vpod.ch/themen/bildungsbereich/babs/> oder, wenn du den untenstehenden QR-Code scannst:



Wenn man bei der Arbeit nicht glücklich ist, kann das viele Gründe haben: Man ist unterbezahlt, überbelastet oder gleich beides, hat schlechte Arbeitszeiten oder muss lange pendeln. Manchmal leidet die Freude an der Arbeit aber nicht an den Arbeitsbedingungen, sondern an der Stimmung am Arbeitsort. Übereifrige Vorgesetzte, die einen bis ins kleinste Detail mikromanagen oder jeden Arbeitsschritt überwachen wollen, sind Gift für die Motivation – genauso wie Mitarbeiter:innen, die sich unkollegial verhalten. Oder es gibt undurchsichtige und übertrieben komplexe Prozesse, die die Arbeitslust schmälern. Was auch immer schlussendlich der Auslöser ist, ein schlechtes Arbeitsklima schlägt auf das Gemüt, die Leistungsfähigkeit und führt schlimmstenfalls zu Resignation und Kündigung. Gerade in Berufen, in welchen man eng mit Menschen zusammenarbeitet, ist ein schlechtes Betriebsklima deshalb fatal.

Dass uns immer wieder Berufsfachschullehrpersonen auf ein schlechtes Arbeitsklima an ihren Schulen angesprochen haben, hat uns deshalb alarmiert. Was sich anfänglich als Ansammlung von Einzelfällen präsentierte, stellte sich ziemlich schnell als flächendeckendes Problem heraus. Es ist nicht eine Schule, eine Gemeinde oder ein Team, in dem ein schlechtes Klima herrscht; es ist der ganze Kanton. Es reicht also nicht, auf die spezifischen Bedürfnisse einzelner Mitglieder einzugehen — obwohl wir das natürlich weiter tun werden — es braucht eine umfassende Analyse der Situation und einen klaren Plan, wie das Arbeitsklima an allen Berufsfachschulen wieder so werden kann, dass alle gerne arbeiten gehen.

Verbesserung in vier Schritten

Das wollen wir in unserem Projekt «Besseres Arbeitsklima an Zürcher Berufsfachschulen» angehen — natürlich mit der Hilfe der Berufsfachschullehrer:innen. Das

Projekt startet Anfang des nächsten Jahres und ist in vier Phasen mit Abschluss Ende 2024 geplant.

In der ersten und wichtigsten Phase sammeln wir Informationen. Dazu führen wir Veranstaltungen an verschiedenen Standorten im Kanton durch, die für alle Lehrer:innen der Berufsfachschulen offen sind. Hier sammeln wir in kollegialer Atmosphäre Erlebtes, nehmen Sorgen und Gedanken auf. Lösungen stehen an diesem Punkt noch nicht im Vordergrund. Noch nicht geklärt ist, wie Personen, die nicht an einer Veranstaltung teilnehmen können oder möchten, sich trotzdem einbringen können. Wichtig ist uns aber, dass die Teilnahme an einer Veranstaltung nicht Voraussetzung sein muss, um beim Projekt dabei zu sein.

Die zweite Phase werden wir nutzen, um die erhaltenen Rückmeldungen zu sortieren und einzuordnen. Besonderes Augenmerk werden wir dabei darauf legen, häufig auftretende Probleme oder lokale und thematische Ballungen zu erkennen. Diese Auswertung wird uns in Phase drei dabei helfen, für die dringendsten Problemfelder Lösungen zu erarbeiten.

In dieser Phase kommen auch die Lehrpersonen wieder zum Zug. Zusammen erarbeiten wir mögliche Lösungen und Herangehensweisen. Dabei wollen wir mögliche Lösungen nicht vorwegnehmen. Wichtig ist, dass die Teilnehmer:innen des Projekts hinter dem Vorgehen stehen und es mittragen. Selbstverständlich immer unterstützt von uns auf dem Sekretariat.



Zukunftsfähige Schule

In meinem Bücherregal steht ein signiertes Buch von Jacqueline Fehr: «Schule mit Zukunft» ist ein Plädoyer für ein modernes Bildungswesen aus dem Jahr 2009. Was haben wir erreicht, und wie sieht die Schule heute aus? Eine kleine, überraschend positive Zwischenbilanz.

Das Buch von Jacqueline Fehr ist eine Dokumentation des damals aktuellen pädagogischen und bildungspolitischen Wissensstandes mit einem realitätsnahen Programm. Den Kernpunkt bildete aber ein damals grundlegend verändertes Verständnis von Bildung. Bildung beginnt beim ersten Atemzug eines Menschen, und: «Die Schule versteht sich als Lebensraum, den alle betreten, um gemeinsam den Tag zu verbringen und am Abend nach Hause zu gehen. Kinder wie Lehrkräfte erledigen die Arbeit in der Schule.»

Wenn ich heute Fehrs Forderungen betrachte, so sind sie noch immer aktuell: Bezahlbare Angebote im Bereich der frühkindlichen Bildung, Betreuung und Erziehung, Anstellungsbedingungen für Lehrkräfte auf allen Stufen, die das pädagogische Engagement fördern und die Fähigsten für diesen Beruf motivieren, eine 150-Prozent-Stelle pro Klasse, Räume, die eine anregende und angstfreie Lernumgebung schaffen sowie klare Rahmenbedingungen für eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus.

Angeichts zäher Bildungsdebatten im Rat frage ich mich heute: Sind wir denn überhaupt vorangekommen? Und überrascht muss ich feststellen: Ja, doch. Die Kommission für Bildung und Kultur hat soeben mit einer Mehrheit eine gegenüber dem Regierungsrat abweichende Stellungnahme zum Postulat 340/2019 «Frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung» verfasst. Im Zentrum steht die Aufforderung, eine Situationsanalyse mit Berücksichtigung des Bedarfs durchzuführen und vor allem evidenzbasierte, wirkungsvolle Angebote oder deren Aufbau zu unterstützen sowie deren Qualität zu sichern. Gefordert wird auch ein Konzept zur Vernetzung der Angebote und das Prüfen einer kantonal übergeordneten Koordinationsstelle für den Bereich der frühen Kindheit. Zudem wird der Forderung nach Mitfinanzierung der familienergänzenden Kinderbetreuung durch den Kanton deutlich Ausdruck verliehen.

Die Bedeutung der frühkindlichen Bildung, Betreuung und Erziehung wird heute von einer knappen Mehrheit getragen. Auch für die Förderung der Tagesschulen finden wir im Kantonsrat eine Mehrheit. Und für die Kindergartenlehrpersonen konnte der Lohn auf Primarlehrpersonenniveau erhöht werden. Dies waren wichtige Schritte. Nun gilt es, die 150-Prozent-Stelle für eine Klasse einzuführen (vielleicht mit dem Projekt «Me Flex», wo eine Flexibilisierung der Mittelzuteilung für die Volksschule angedacht wird?) und die Anstellungsbedingungen so zu verändern, dass der Lehrberuf wieder attraktiv wird und noch mehr fähige Leute anzieht. Nun denn, an die Arbeit! ■

In der Abschlussphase setzen wir um, wozu wir uns entschieden haben und überprüfen, ob wir die gewünschten Effekte erzielen konnten. Hier ist auch immer noch Zeit, die Strategie anzupassen, sollten wir feststellen, dass wir das Ziel verfehlt haben. Und auch wenn das Projekt auf ein Jahr angesetzt ist, spricht nichts dagegen, es zu verlängern, wenn Bedarf besteht.

Belegbar und anonym

Mit diesem Projekt wollen wir auch einem häufigen Wunsch unserer Mitglieder Rechnung tragen. Nicht selten treten Menschen an uns heran, die uns eine schwierige Situation in ihrem Arbeitsumfeld schildern, aus Sorge vor negativen Konsequenzen aber nicht persönlich genannt werden möchten. Diese Angst ist absolut verständlich und in vielen Fällen sicher auch berechtigt, sie schränkt allerdings auch unsere Interventionsmöglichkeiten ein.

Mit dem Projekt «Besseres Arbeitsklima an den Zürcher Berufsfachschulen» können wir dank den Informationen, die wir an den Veranstaltungen sammeln, klar belegen, welche Probleme sich häufen. Diese können wir nutzen, um auf konkrete Verbesserungen hinzuarbeiten, ohne auf einzelne Personen Bezug nehmen zu müssen. Eure Stimme wird gehört und eure Identität geschützt.

Politisches Wunder zum Greifen nah

Thema der Delegiertenversammlung des VPOD Zürich war die Initiative des SGB für eine 13. AHV-Rente. Diese ist mehr denn je nötig, da es in den letzten fünf Jahren eine starke Inflation gab. Insbesondere die Miete und die Gesundheitskosten sind markant angestiegen. Rentner:innen geben für diese nun bis zu einer Monatsrente mehr aus als vor fünf Jahren.

«Am 3. März könnte uns ein politisches Wunder gelingen. Aber nur, wenn wir uns voll dafür einsetzen.» Gabriela Medici, SGB-Zentralsekretärin, plädierte an der DV des VPOD Zürich dafür, in der Abstimmungskampagne vor allem auf die Initiative für die 13. Altersrente zu fokussieren und mit positiven Argumenten die Menschen zu einem Ja zu bewegen. Die Zuwendung auf die extreme Vorlage der Jungfreisinnigen für die kontinuierliche Erhöhung des Rentenalters lohne sich kaum, denn die Zustimmung in der Bevölkerung sei schwach. Der Bundesrat wird voraussichtlich für beide Vorlagen ein Nein empfehlen, und behaupten, eine 13. AHV-Rente sei nicht finanzierbar.

Gabriela Medici ist zu einem anderen Schluss gekommen: Der AHV-Fonds sei derzeit und in näherer Zukunft mit 50 Milliarden Franken plus solide finanziert. Auch dank der 0,3 Lohnprozente, die 2019 mit der «Staff-Vorlage» zusätzlich gesprochen wurden. Und die Erfahrung zeige, dass Prognosen über mehr als zehn Jahre nicht zuverlässig seien. Weder systemrelevante Banken noch die AHV-Kasse seien jemals Konkurs gegangen – ihre Existenz liegt in einem hohen öffentlichen Interesse. Gemäss Bundesrat könnte eine 13. AHV-Rente mit zusätzlichen 0,4 Lohnprozente – also 80 Rappen pro Tag und Kopf – finanziert werden. So günstig ist eine Rentenerhöhung nur in der 1. Säule zu haben, sie ist der einzig finanzierbare Weg zur Kompensation des markanten Anstiegs der Lebenshaltungskosten. Bereits heute beziehen 300'000

Menschen Ergänzungsleistungen, weitere 230'000 Berechtigte verzichten auf ihren Anspruch.

Der Anstieg der Lebenshaltungskosten bei den Pensionierten beläuft sich seit 2018 im Durchschnitt auf Fr. 3'510.– für Alleinstehende bzw. Fr. 6080.– bei Ehepaaren. Also auf eine durchschnittliche Monatsrente. Auch im kommenden Jahr sei mit steigenden Preisen zu rechnen. Die AHV-Renten seien immer weniger wert, besonders für Personen mit tiefen Einkommen.

Die Umfragen zeigen zurzeit eine Zustimmung von 71 Prozent – eine Momentaufnahme. Auch wenn die Haltung des Bundesrats und die Propaganda der Gegner:innen diesen Wert zum Sinken bringen werden, ist Gabriela Medici davon überzeugt, dass wir den Abstimmungskampf gewinnen können: «Aber nur, wenn wir uns alle mehr als voll dafür engagieren.»

Text: Duri Beer, Regionalsekretär VPOD Zürich

Gemeinsam für gute Arbeitsbedingungen in den Kinder- und Jugendheimen!

Der VPOD Zürich hat gemeinsam mit der kriso Zürich und AvenirSocial Zürich eine Petition gegen prekäre Arbeitsbedingungen in Heimen im Kanton Zürich lanciert.

Erzieher:innen, so werden die anerkannten pädagogischen Fachpersonen im Arbeitsgesetz (ArG) bezeichnet, sind von den Bestimmungen zu den Arbeits- und Ruhezeiten ausgenommen. Dies hat zur Folge, dass für sie unter anderem die Schutzbestimmungen zu Höchstarbeitszeiten, Ruhezeiten, Bereitschaftsdienst, Pausen etc. nicht gelten. Sie leisten daher lange Dienste und unbezahlte Nachtdienste, haben kaum Pausen und müssen bei Dienstverschiebungen eine enorme Flexibilität an den Tag legen. Die Vereinbarkeit von Berufs- und

ABSTIMMUNGSPAROLEN 3. MÄRZ 2024

NATIONAL

Volksinitiative vom 28. Mai 2021
«Für ein besseres Leben im Alter
(Initiative für eine 13. AHV-Rente)»
(BBI 2023 781)

JA

Volksinitiative vom 16. Juli 2021
«Für eine sichere und nachhaltige
Altersvorsorge (Renteninitiative)»
(BBI 2023 1520)

NEIN

Privatleben ist nicht gewährleistet, eine Vollzeitbeschäftigung kaum möglich. In einer Branche, in der Frauen einen Grossteil der Beschäftigten ausmachen, führt dies zu Einkommenseinbussen, die durch das bescheidene Lohnniveau nicht kompensiert werden. Eine Folge davon sind entsprechend tiefere Renten trotz hoher Arbeitsbelastung. (mafl)

Ein starker VPOD – für alle!

Sind deine Arbeitskolleg:innen schon VPOD-Mitglied? Wenn nicht, kannst du sie sicher überzeugen.

Ein starker VPOD hilft allen. Und für jedes neue Mitglied, das du zum Beitritt bewegst, bekommst du 100 Franken gutgeschrieben (beim Beitritt als «Werber*in» eintragen). Das lohnt sich also gleich mehrfach.

Informationen über die vielen Vorteile einer Mitgliedschaft und die Möglichkeit, online beizutreten hier: <https://zuerich.vpod.ch/mitglied> (VPOD Zürich)

Agenda

Informationen über Veranstaltungen und Versammlungen sind aufrufbar unter: zuerich.vpod.ch/kalender

IMPRESSUM VPOD ZÜRICH PFLICHTLEKTION: Organ des VPOD Zürich Lehrberufe, Birmensdorferstrasse 67, 8036 Zürich, Tel: 044/295 30 00, Fax: 044/295 30 03, www.zuerich.vpod.ch, **Redaktion:** Fabio Höhener

Layout und Druck: ROPRESS, 8048 Zürich, **Nr. 5 / 23, Dezember 2023**, erscheint fünf Mal jährlich, 8. Jahrgang, Auflage: 3200



Ansicht des Eingangs zur Ausstellung «Wege der Kunst»
Foto: Rainer Wolfsberger

Wege der Kunst

Eine Ausstellung in den Sammlungsräumen des Museums Rietberg – verlängert bis 24. März 2024.
Von Esther Tisa Francini

Mitte Juni 2022 wurde im Museum Rietberg die Ausstellung «Wege der Kunst – Wie die Objekte ins Museum kommen» eröffnet. Es handelt sich dabei um eine Präsentation, die das erste Mal das vormuseale Leben der Objekte in den Blick nimmt und damit aufzeigt, unter welchen Umständen Kunstwerke weggegeben, verkauft oder auch geplündert wurden. Sie erweitert damit den Blick des Publikums auf die Kunst, indem sie die vielfältigen Kontexte von Transfer und Transformation der Objekte aus den Herkunftsländern ins Museum aufzeigt. Die Ausstellung stellt damit gegenwärtig virulente Fragen an die Objekte. Die Nachfrage ist gross, zahlreiche Schulklassen und Studierendengruppen wurden durch die Ausstellung geführt. Nun wurde sie bis 24. März 2024 verlängert.

Provenienz als Schlüssel

Die vielfältige Sammlung des Museums Rietberg umfasst heute rund 28'000 Werke, von Holzschnitzerei, Keramikgefässen, Bronzearbeiten und Textilien über Malereien bis hin zur Druckgrafik und rund 80'000 Fotografien. Diese zuweilen als Monolith wahrgenommene Sammlung ist indessen wie ein grosses Puzzle aus den Beständen von Hunderten privaten Sammlungen zu-

sammengesetzt, gleichsam eine «Sammlung an Sammlungen».

Mittels umfassenden Materials wie Fotografien, Briefe, Inventarblätter, Karteikarten, Plakate und Kataloge werden Kunstwerke neu inszeniert und die Provenienzen, also die Handwechsel, und die Kontexte des Sammelns im Rahmen von «alternativen Kunstgeschichten» präsentiert (Abb. 1). Dabei stehen die Provenienzen als transkulturelle Schnittstellen im Fokus, die zeigen, welche Prozesse Werke im Laufe ihres «Lebens» durchlaufen. Zahlreiche Objekte in den Sammlungen haben beispielsweise einen fragmentarischen Charakter (Abb. 2). Sie wurden aus einem Kontext oder Gesamtkunstwerk herausgelöst und bilden nur noch ein Versatzstück eines grösseren Ganzen. Damit allerdings haben sie sich nicht nur in ihrer materiellen Gestaltung verändert, sondern auch in ihrer Bedeutung. Mit diesem Blick auf die Dynamik der Kunst begegnet die Ausstellung den Objekten auf eine komplett neue Weise (Abb. 3).

Das Museum Rietberg befasst sich seit 2008 mit der Provenienzforschung und setzt sich damit seit längerem kritisch mit den Sammlungen und der eigenen Geschichte auseinander. Lange beherrschte die Gründungsfigur, der Sammler Eduard

von der Heydt (1882–1964), die Museumsgeschichte – womit am Anfang der Provenienzforschung des Museums Rietberg die Epoche des Nationalsozialismus und die Kunsterwerbungen 1933–1945 standen. Die umfassenden Sammlungen erzählen jedoch auch unzählige andere Geschichten: Vom globalen Kunsthandel, vom gewaltvollen Kolonialismus sowie von ungleichen Machtverhältnissen. So beschäftigt sich die Provenienzforschung heute am Museum Rietberg insbesondere auch mit Erwerbskontexten in den Herkunftsländern, mit der Rekonstruktion von Sammlungen, mit dem globalen Kunstmarkt und den Biografien von Akteur*innen.

Dem aktuell weltweit heiss diskutierten politischen Thema der Restitution begegnet die Ausstellung mit einer differenzierten Auslegung: Dabei werden ebenso illegale Ausfuhren, das gewaltvolle Abschlagen von Buddhaköpfen (Abb. 4), die fragmentarische Textilsammlung, der koloniale Kontext von Ankäufen wie auch Plünderungen thematisiert. Die Kunstwerke und ihre Herkunftsgeschichten stehen als Ausgangspunkt einer umfassenden Befragung der Objekte, denn kaum eines der Objekte wurde für ein Museum erschaffen. Gerade das macht die Museumsgeschichte so spannend.

Museumsgeschichte begreifen

Die Entstehung des Museums Rietberg in der Nachkriegszeit 1952 war eng an den Zweiten Weltkrieg gekoppelt. Der Gründungssammler Eduard von der Heydt hatte seine rund 1600 Objekte umfassende Sammlung in den 1920er und 1930er Jahren auf dem westlichen Kunstmarkt erworben und sie in der Zeit der nationalsozialistischen Kulturpolitik in die Schweiz transferiert. Ein Erb- und Leihvertrag von 1946 sollte die Geburtsstunde des Museums werden.

Mit der Identität als Kunstmuseum und dem Konzept der «ars una» – es gibt nur eine Kunst weltweit – sind die Sammlungen eng mit dem Anfang des 20. Jahrhunderts zunehmend global florierenden und professionalisierten Kunstmarkt verknüpft. Der Kunsthandel kann als Selektionsprozess gelesen werden und wirkt durch dieses Charakteristikum im Gegensatz zum Museum mit an der Bildung eines Kunstkanons. Galerien und Antiquariate nehmen eine ästhetische und materielle Bewertung von Objekten vor und leisten einen Beitrag zur Schaffung von Kunstkategorien, tragen zur Geschmacksbildung bei, reagieren auf Nachfrage und schaffen ein Angebot. «Wege der Kunst» thematisiert damit auch die Inwertsetzung von Werken durch den Handel, auch wenn im Museum selten die Rede von materiellen Werten ist.

Ein Museum ist traditionell ein Ort der Überlieferung mit einem hohen Grad an Zufälligkeit. Informationen über Herkunftskontexte und Sammlungszusammenhänge gehen häufig verloren. Dies hat dem Kunstmuseum zuweilen zur ästhetischen Legitimation verholfen. Die Kunstwerke entfalten ohne Nebengeräusche ihre volle Ausdruckskraft. So erfolgreich Dekontextualisierung und Ästhetisierung der Objekte für das Museum Rietberg, die Sammlungspräsentation und die kunstgeschichtliche Forschung auch sein mochten, so wichtig ist es, die neuen Narrative mittels Blicken in die Sammlungsentstehungen und deren Begleitumstände herauszuarbeiten.

Unrechtskontexte

Während sich die Museen seit 25 Jahren um die Prüfung ihrer Bestände auf durch den Nationalsozialismus verlorenes Kulturgut bemühen, blieb es um andere Unrechtskontexte in Museumssammlungen lange ruhiger. Dass Objektgeschichten gerade in Museen mit nicht-westlicher Kunst auch zahlreiche andere problematische Kontexte aufweisen, die mit Plünderungen oder illegaler Ausfuhr verknüpft sind, wurde verdrängt, wenig recherchiert respektive kaum thematisiert.

Die Schweiz war selbst keine Kolonialmacht, allerdings spricht man von einem Kolonialismus ohne Kolonien. Die Samm-

lungen erzählen so von wirtschaftlichen Interessen, Missionarstationen, wissenschaftlichem Engagement während der Kolonialzeit (Abb. 5). Aus dieser Präsenz gelangten reichhaltige Bestände in Museen aller Art. Eine transnationale Geschichte der Schweiz macht die globale Verflechtung in Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft sichtbar. Dass die Schweiz weltweit vielfältig verflochten war, kann anhand der Objektgeschichten aufgezeigt werden. Denn die Sammlungen stammen nicht nur von gezielten, individuellen Ankäufen, sondern auch von umfangreichen Schenkungen und Legaten von Industriellen, Bankiers, Kunstschaffenden und Forschenden aus der Schweiz oder mit Bezug zur Schweiz oder zum Museum Rietberg (Abb. 6).

Fast kein Museum ist von Unrechtskontexten verschont. Gewaltanwendungen und Kunstraub sind seit je in die Museumsgeschichte eingeschrieben. Seit einigen Jahren erfahren Museen mit Weltkunstsammlungen jedoch eine gesteigerte Aufmerksamkeit, nicht zuletzt durch die Etablierung der Provenienzforschung im NS-Erinnerungskontext. Sie sehen sich mit kritischen Fragen gegenüber ihren Sammlungen konfrontiert. Erwerbungen im Rahmen kolonialer Strukturen, gewaltvolle Aneignungen und Plünderungen sowie ethisch-rechtliche Fragen des Kulturgütertransfers stehen zur Debatte (Abb. 7). Hintergründe dieser neu aufgeflammten Debatte bilden Diskussionen um die globalisierte Gesellschaft, die Demokratisierung des Wissens, die Dekolonisierung der Kunstgeschichte und Restitutionsforderungen seitens der Herkunftsländer. Dabei ist das Thema alles andere als neu.

Fragen an die Sammlungen und Stationen in vier Kapiteln

Die Ausstellung zeigt – im Dialog mit den bestehenden Sammlungen – eine repräsentative Auswahl von Kunstwerken und stellt Fragen an die Objekte, die in einzelnen Kapiteln abgehandelt werden: Wie wurden die Objekte erworben? Welches war die Motivation der Sammler*innen? Wie wurden die Objekte privat oder öffentlich gezeigt und betrachtet, im Globalen Süden wie im Norden? Wie wurde mit den Objekten gehandelt, wie wurden sie bewertet? Welches Wissen wurde überliefert, welches ging verloren?

Die einzelnen Stationen erklären, weshalb die religiösen tibetischen Objekte oder die Skulpturen der Senufo heute im Museum stehen, dass die indischen Tempelskulpturen der Sammlerin Alice Boner rechtmässig eingeführt worden sind, hingegen die illegale Ausfuhr von präkolumbischen Werken noch in den 1950er und 1960er Jahren akzeptiert war und dass gerade bei der Kunst Asiens sich auch Kunst Händler aus den Herkunftsländern wie Tadamasa Hayashi



4



3



5

und C.T. Loo schon früh der Kritik aussetzten, das Kulturgut ihrer Heimat auszuverkaufen. Die Portraits von Schweizer Sammler*innen wie Berti Aschmann, Sidney Brown, Charles Drenowatz, Georg und Werner Reinhart und Rudolf Schmidt zeigen auf, wie sie an der Produktion von Wissen beteiligt waren, durch Leihgaben in Ausstellungen, durch den Austausch mit Forschenden und durch ihre Möglichkeit, Werke und Werte und damit Besitz anzuhäufen. Sammlungen sind kein Prärogativ des Westens. Auch in anderen Erdteilen findet man Sammeltraditionen, so zum Beispiel in China.

Kunstbestände sind Archive, hier wie da, und dessen Plünderung beraubt die Gesellschaft ihrer Geschichte. In der Geschichte der kolonialen Eroberungen gab es zahlreiche militärische Aktionen, eine davon ist die der Briten gegen das Königtum Benin von 1897. Die Ausstellung geht auf den Beutezug ein und stellt die 18 Kunstwerke aus Benin City mit ihrer Provenienz dar (Abb. 8). Mittels



EX LIBRIS
GEORG REINHART

6



7



2



9

2 Wirkerei, Wari-Kultur, 7.-11. Jh., Kamelidenhaar, Baumwolle, Museum Rietberg, RPB 1303b, Ankauf mit Mitteln der Stadt Zürich; Provenienz: Unbekannte*r Künstler*in; [...], bis 1955, Guillermo Schmidt-Pizarro; 1955, Kunstgewerbemuseum Zürich, danach durch innerstädtischen Transfer an Museum Rietberg

3 Ansicht der Station zur Sammlung von Rudolf Schmidt

4 Kopf eines Buddhas von der Westwand der Südhöhle des Höhlentempels von Bei Xiangtangshan, China, Provinz Hebei, Nördliche Qi-Dynastie, 560-570, Kalkstein, Museum Rietberg, RCH 136, Geschenk Eduard von der Heydt, Provenienz: Unbekannte* Künstler*in; [...]; 1909-1910er Jahre, Paul Mallon, Paris, erworben in Beijing; 1910er Jahre, Victor Goloubew, Paris; um 1920-1952, Eduard von der Heydt

5 Emil Storrer mit Missionaren, 1950er Jahre, Privatarchiv Michael Storrer

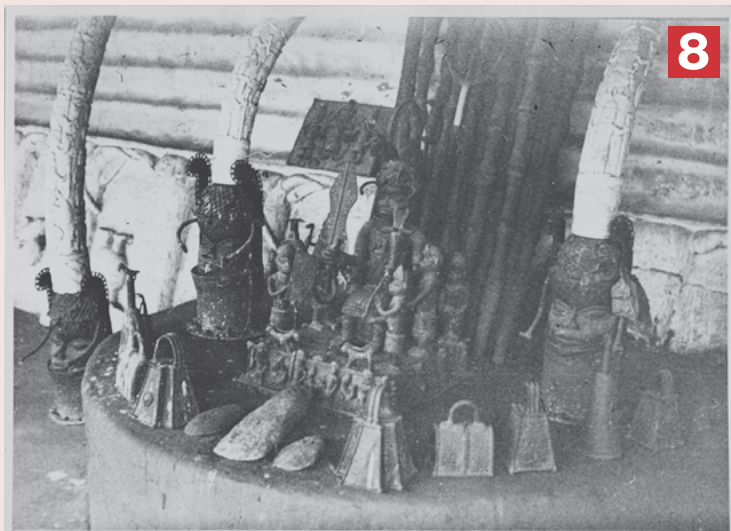
6 Exlibris von Georg Reinhart, Teilhaber der Gebrüder Volkart, Winterthur, Museum Rietberg

7 Meister von Lataha, Weibliche Figur, deble, Côte d'Ivoire, Korhogo, Lataha, Senoufo, 19. Jh., Holz, Museum Rietberg, RAF 301, Ankauf mit städtischen Mitteln; Provenienz: Meister von Lataha; [...]; 1951/52, Père Gabriel Clamens, Mission Catholique de Ferkedessédougou; 1952-1955, Emil Storrer, Zürich

8 Elsy Leuzinger fotografierte in den 1950er Jahren in Benin City Ahnenaltäre von verstorbenen Königen im Palast, Museum Rietberg

9 Nell Walden mit ihrer Sammlung in ihrer Berliner Wohnung, ca. 1925, Handschriftenabteilung, Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz (bpk)

Mit Ausnahme von Abb. 5, 8 und 9 wurden die Aufnahmen vom Fotografen Rainer Wolfsberger gemacht.



8

kollaborativer Provenienzforschung wird die Grundlage für die Diskussion über die Zukunft der Sammlungen gelegt.

Am Beispiel der Sammlung von Nell Walden wird das Verbringen bedeutender ethnografischer Artefakte aus dem nationalsozialistischen Deutschland in die Schweiz thematisiert (Abb. 9). Die Kunst Afrikas, Ozeaniens und der Amerikas hatte in der Öffentlichkeit in NS-Deutschland nach 1933 kaum noch Platz. Auch das Museum Rietberg gründet auf Sammlungsbeständen, die in den 1930er Jahren und 1940er Jahren in die Schweiz verbracht wurden.

«New horizons»

Die Geschichte im Museum Rietberg ist nicht frei von Widersprüchen und erweist sich als durchaus zwiespältig. Denn Sammeln, eine der Grundsäulen der Museumspolitik, ist nicht unschuldig. Diese Ambivalenzen im Museum, bedingt durch die reichen Depots im Westen und das teilweise Fehlen von

Kulturgut im Herkunftsland, lösen ein Unbehagen aus. Den Widerspruch im Museum kann man erzählen. Dabei gilt es nicht nur transparent zu sein, sondern auch den Dialog mit den Herkunftsländern aktiv zu suchen und zu gestalten. Zusammenarbeit fördern ist deshalb eine wichtige Erkenntnis, die sich aus der Sammlungsgeschichte ergibt und die unter Umständen auch in Restitutionsmündungen münden kann. Das Museum Rietberg hat in der Vergangenheit seit den 1970er Jahren Kooperationen stets an vorderster Front betrieben: für die Forschung, Ausstellung, Vermittlung. Neu ist das Thema der Sammlungsgeschichte. Es gilt den Umgang des Museums mit seiner transnationalen Geschichte, mit der globalen Gesellschaft und mit dem einzelnen Individuum weiter voranzutreiben.

In der Auseinandersetzung mit der Geschichte geht es um die Zukunft der Sammlungen. Museen sind im Wandel. Die globale Gesellschaft stellt neue Fragen und fordert

die Museen heraus, einen neuen Umgang mit ihren Sammlungen einzunehmen. «Wege der Kunst – Wie die Objekte ins Museum kommen» leistet einen Beitrag dazu.

Bei Interesse an Führungen melden Sie sich bei events.rietberg@zuerich.ch oder unter der Telefonnummer 044 415 31 11.

Zur Ausstellung ist ein umfangreicher Katalog beim Verlag Scheidegger & Spiess erschienen, erhältlich auch im Shop des Museums Rietberg für Fr. 39.– ■

Esther Tisa Francini hat Geschichte und Romanistik in Zürich und Paris studiert. Seit 2008 widmet sie sich der Provenienzforschung zu den Sammlungen des Museums Rietberg. Sie hat seitdem ein Schriftenarchiv im Museum aufgebaut, Ausstellungen zu Themen ausgehend von der Sammlungsgeschichte und der Provenienzforschung kuratiert und sich mit Objektbiografien und den vielfältigen Erwerbskontexten ebenso auseinandergesetzt wie mit der Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte.

Blicke auf die koloniale Schweiz

Georg Kreis, Professor em. für Neuere allgemeine Geschichte und Geschichte an der Universität Basel und Präsident der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus von 1995 – 2011, hat einen inhaltsreichen Forschungsbericht zur gesellschaftlichen und historiographischen Entwicklung der Aufmerksamkeit gegenüber den schweizerischen Kolonialbeziehungen verfasst. Weshalb ist das Interesse für diese Thematik in den letzten Jahren dermassen gestiegen? Welche Erkenntnisse hat die neuere Forschung gewonnen? Von Markus Holenstein

GEORG KREIS

Blicke auf die koloniale Schweiz

EIN FORSCHUNGSBERICHT



Georg Kreis. Blicke auf die koloniale Schweiz. Ein Forschungsbericht. Chronos Verlag, Zürich 2023. 232 Seiten, circa Fr. 43.–

beteiligt: Händler – z.B. die Gebrüder Volkart in Winterthur², Siedler³, an der Sklaverei Beteiligte⁴, Missionare – die Basler Mission⁵ – und Söldner!

Die koloniale Vergangenheit ist zum neuen Thema der Schweizer Geschichte geworden.

Auf der Plattform Europäische Geschichte Online, Mainz, definiert der ETH-Historiker Harald Fischer-Tiné den Begriff «Postkolonialismus» als Kolonialismusanalyse, die nicht primär materielle, sondern diskursive Dimensionen des Kolonialismus untersucht – ein Projekt der Überwindung eurozentristischer Wissensordnungen und Repräsentationssysteme, verknüpft mit Globalisierungskritik und

Multikulturalismus. Postkolonialismus ist gemäss Patricia Purtschert⁶: macht-kritisch, transnational, interdisziplinär, dekonstruktiv und intersektional.

Der Postkolonialismus versteht die koloniale Vergangenheit als weiterwirkende transnationale Wirklichkeit mit Spätfolgen im globalen Süden und im globalen Norden.

Kritik erfährt der Postkolonialismus unter anderem wegen Theoriebefrachtung, moralischer Selbstgerechtigkeit und Minderbeachtung der gesellschafts- und wirtschaftshistorischen Realität.

Anstoss Globalisierung

Anstoss, sich vermehrt mit Themen des Kolonialismus zu befassen, gaben die zunehmende Globalisierungskritik, das Ende des Kalten Kriegs und die Protestbewegung Black-Lives-Matter. Die Lausanner Wirtschaftshistoriker Bouda Etemad und Mathieu Humbert⁷ registrieren die Hinwendung zu kolonialen und postkolonialen Studien ab 1990 zum Teil als Reaktion auf die Globalisierung, was Bewegungen für ethnische Minderheiten und Frauen Auftrieb verlieh und damit auch Bezüge zur kolonialen Vergangenheit und Sklaverei ermöglichte. Aram Mattioli⁸ stellt seit 1989 ein neu sich formierendes Kollektivgedächtnis fest: Verlierer- und Opfergeschichten, Geschichten von Gewalt, Diskriminierung und Massenmord werden in die Geschichte der eigenen Nation integriert.

Kolonialismus ist Verstärker und Verursacher von Rassismus; Kolonialkritik ist gleichzeitig Rassismuskritik respektive Antirassismus. Er manifestiert sich seit 1990 in Bürgerrechtsbewegungen – unter anderem im Indian Movement in den USA. Zentrale Forderungen kolonialkritischer Bewegungen waren die Entschädigung der Nachkommen von Sklaven und die Entschuldigung für das Fehlverhalten der Vorfahren. Die Erklärung der UN-Weltkonferenz gegen Rassismus 2001 in Durban hielt fest, mit einer gebührenden Entschädigung und Entschuldigung das dunkle Kapitel der Sklavereigeschichte zu beenden, und konstatierte, Kolonialismus habe zu Rassismus, rassistischer Diskriminierung, Ausländerfeindlichkeit und Intoleranz geführt.

Nachwirkung Rassismus

Zwischen Kolonialismus der Vergangenheit und Rassismus der Gegenwart besteht ein enger Zusammenhang. Die 1995 ins Leben gerufene Eidgenössische Kommission gegen Rassismus hielt fest: Die koloniale Vergangenheit wirkt in der Gegenwart noch nach: «Festschreibungen, Stereotype und Ungleichbehandlung auf Grund der Hautfarbe folgen einem alten, rassistischen, nämlich dem kolonialen Muster.»⁹

Die Durban-Konferenz verlieh der Geschichtswissenschaft neue Impulse zur Thematisierung des Kolonialismus. Das Interesse der Öffentlichkeit an der kolonialen Vergangenheit führte zu weiteren geschichtswissenschaftlichen Abklärungen. Konrad J. Kuhn und Beatrice Ziegler¹⁰ verwiesen 2009 auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Unvoreingenommenheit bei der Erforschung des Sklavenhandels. Sie hatten im Weiteren einen Forschungsbericht zur Frage der Involviertheit der Stadt Zürich¹¹ in die Sklaverei verfasst. Ein zusätzlicher Bericht zum gleichen Thema stammt von Marcel Brengard, Frank Schubert und Lukas

2018 forderten Vertreter*innen des postkolonialen Forschungsansatzes wie Patricia Purtschert und Bernhard C. Schär, die Schweizer Geschichte bezüglich Kolonialismus neu zu denken, das heisst, die früheren kolonialen und heutigen globalen Verhältnisse zu beleuchten und aus den wissenschaftlichen Erkenntnissen politische Schlüsse zu ziehen. Die Schweiz hatte sich lange Zeit nicht mit ihrer kolonialen Vergangenheit konfrontiert¹, da sie als Staat keine formale Kolonialherrschaft ausgeübt hatte; doch private Akteure waren sehr wohl an kolonialen Geschäften

Zürcher.¹² Ashkira Darman und Bernhard C. Schär verfassten eine Studie zu rassistisch wirkenden Häuserinschriften in der Stadt Zürich.¹³

Lachender Dritter und heimliches Imperium

In einem grösseren Kapitel analysiert der Autor Publikationen zur Kolonialgeschichte ohne Bezug zur Schweiz und solche mit Bezug zur Schweiz. Einige markante Titel seien herausgegriffen. Zur ersten Gruppe zählt die Dissertation des Soziologen Richard Fritz Behrendt «Die Schweiz und der Imperialismus»¹⁴: Die neutrale Schweiz ist für den Autor der lachende (ökonomische) Dritte im imperialistischen System. Für Walter Bodmer¹⁵ sind die Konsequenzen der schweizerischen Einwanderung für die indigene Bevölkerung nicht von Interesse. Rudolf von Albertini untersucht in seinem Werk «Europäische Kolonialherrschaft 1880 – 1940»¹⁶ die Auswirkungen der Kolonialherrschaft auf das soziale System der Kolonisierten und die nationalen Emanzipationsbewegungen: ein Perspektivenwechsel! Albert Wirz hält in seinem Buch «Sklaverei und kapitalistisches Weltsystem»¹⁷ fest, dass die von Europäern in Afrika implementierte Zwangs- und Wanderarbeit der Sklaverei früherer Jahrhunderte nahekam. In seinem Bestseller «Das heimliche Imperium»¹⁸ sieht Lorenz Stucki die Schweiz ökonomisch erfolgreich im «Kielwasser» imperialistischer Politik auf Kosten des einheimischen Gewerbes. Leo Schelbert konstatiert in seiner «Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit»¹⁹, die europäische Siedlungsauswanderung sei einem Rassenkrieg ähnlich gewesen, schwei-

zerische Auswanderer hätten als Soldaten, Berufsleute und Siedler an der Unterwerfung der einheimischen Bevölkerung und dem Ausbau weisser Nationen teilgenommen.

Auf das Desinteresse der Historiker an den schweizerischen Überseebeziehungen weisen die Westschweizer Historiker Thomas David und Bouda Etemad²⁰ hin. Gründe dafür: kein Kolonienbesitz der Schweiz, Unterschätzung der diesbezüglichen aussenwirtschaftlichen Beziehungen, die schwierige Quellenlage und die starke Europaorientierung der Schweiz seit den 1990er Jahren. Einer breiteren Öffentlichkeit bewusst wird die Thematik Sklaverei dank des Engagements Hans Fässlers seit 2002, namentlich mit seinem Buch «Reise in Schwarz-Weiss. In einer Interpellation forderte Nationalrätin Pia Hollenstein 2003 vom Bundesrat, sich an der Aufarbeitung der Sklavereivergangenheit zu beteiligen, wozu dieser jedoch nicht bereit war: Die Schweiz als Staat sei keine Kolonialmacht gewesen. Die Involvierung von privaten Akteuren bedaure er aber zutiefst. In den folgenden Jahren erschienen weitere Publikationen zu Fragen der kolonialen Vergangenheit der Schweiz. Hier sei stellvertretend der von Patricia Purtschert, Barbara Lüthi und Francesca Falk herausgegebene Band «Postkoloniale Schweiz»²¹, eine Bestandesaufnahme der postkolonialen Schweiz, erwähnt. Ein «neues Diskussionsfeld» für die Forschung soll eröffnet werden. Den Schwerpunkt bilden Beiträge zu den kulturellen Aspekten des Kolonialismus.

Schweizer Söldner

In weiteren Kapiteln stellt Georg Kreis Literatur zu Bereichen des (Post)Kolonialismus

vor: vom Kolonialunternehmertum bis zur postkolonialen sensibilisierten Schweiz. Herausgegriffen sei das Thema Solddienste im aussereuropäischen Raum.

Schweizer Söldner standen in niederländischen, britischen, französischen und belgischen Diensten, waren somit Teil der jeweiligen Kolonialherrschaft. Gemäss Patrick Minder²² beteiligten sich Schweizer Offiziere in der belgischen Kolonialarmee an der Niederschlagung von Aufständen. Trotz Solddienstverbot (1859) waren in Ägypten noch 1882/83 420 Schweizer mit Polizeiaufgaben militärischer Natur betraut.²³ Christian Koller²⁴ analysiert Schriften von Schweizer Söldnern in der Fremdenlegion; 7000 – 8000 Schweizer in deren Diensten unterstützten die französischen Kolonialkriege in Algerien und Indochina! Darin finden sich für Indigene Bezeichnungen wie «schwarze Teufel» und «wildbrüllende Bestien». Einzelne Berichte erwähnen räuberische Übergriffe und Missbrauch von Frauen als Selbstverständlichkeiten.

Die Memoiren der Söldner sind hervorragende Quellen, um Aussagen zum Phänomen Fremdenlegion empirisch abzustützen.

Fazit

Georg Kreis hat in seinem Forschungsbericht «Blicke auf die koloniale Schweiz» zahlreiche einschlägige Publikationen analysiert und sie kenntnisreich in den jeweiligen historischen Kontext gestellt. Die Leser*innen gewinnen damit einen vielfältigen Einblick in die Beteiligung von Schweizer Akteuren am Kolonialismus, in postkoloniale Auswirkungen der kolonialen Vergangenheit sowie in den Forschungsansatz und die Perspektive des Postkolonialismus. ■

1 Selbst Jean-Daniel Vigny, offizieller Schweizer Vertreter an der UN-Weltkonferenz gegen Rassismus, Rassendiskriminierung, Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz 2001 in Durban, soll die Ansicht vertreten haben, die Schweiz hätte mit Kolonialismus und Sklaverei nichts zu tun gehabt.

2 Dejung, Christof: Die Fäden des globalen Marktes. Eine Sozial- und Kulturgeschichte des Welthandels am Beispiel der Handelsfirma Gebrüder Volkart 1851 – 1999, Köln 1999.

3 Schelbert, Leo: Von der Schweiz anderswo. Historische Skizze der globalen Präsenz einer Nation, Zürich 2019.

4 David, Thomas; Etemad, Bouda; Schaufelbuehl, Janick Marina: La Suisse et l'esclavage des Noirs, Lausanne 2005. (Deutsch: Schwarze Geschäfte. Die Beteiligung von Schweizern an Sklaverei und Sklavenhandel im 18. und 19. Jahrhundert, Zürich 2005) – Fässler, Hans: Reise in Schwarz-Weiss. Schweizer Ortstermine in Sachen Sklaverei, Zürich 2006 – Stettler, Niklaus; Haenger, Peter; Labhardt, Robert: Baumwolle, Sklaven und Kredite. Die Welthandelsfirma Christoph Burckhardt & Cie. in revolutionärer Zeit (1789 – 1815), Basel 2004.

5 Christ-von Wedel, Christine; Kuhn, Thomas K. (Hg.): Basler Mission. Menschen, Geschichte, Perspektiven 1815 – 2015, Basel 2015.

6 Purtschert, Patricia: Postkoloniale Diskurse in der Schweiz: «De Schorsch Gaggio reist uf Afrika», in: Widerspruch 54 (2008).

7 Etemad, Bouda; Humbert, Mathieu: La Suisse est-elle soluble dans sa «postcolonialité»? in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 64/2 (2014), S. 279 – 291.

8 Mattioli, Aram: Die Native Americans und der Memory-Boom in den USA, Luzern 2012.

9 Fröhlicher-Stines, Carmel; Mennel, Kelechi Monika: Schwarze Menschen in der Schweiz. Ein Leben zwischen Integration und Diskriminierung. Vorwort von Georg Kreis. Bern 2004, zitiert nach Kreis, Blicke auf die koloniale Schweiz, S. 39.

10 Kuhn, Konrad J.; Ziegler, Beatrice: Die Schweiz und die Sklaverei. Zum Spannungsfeld zwischen Geschichtspolitik und Wissenschaft, in: Traverse 19/1 (2009), S. 116 – 130.

11 Dies.: Die Stadt Zürich und die Sklaverei: Verbindungen und Beziehungen. Bericht zuhanden des Präsidialdepartements der Stadt Zürich, 2007.

12 Brengard, Marcel; Schubert, Frank; Zürcher, Lukas: Die Beteiligung der Stadt Zürich sowie der Zürcherinnen und Zürcher an Sklaverei und Sklavenhandel vom 17. bis ins 19. Jahrhundert. Bericht zuhanden des Präsidialdepartements der Stadt Zürich, Zürich 2020.

13 Darman, Ashkira; Schär, Bernhard C.: Zürcher «Mohren»-Fantasien. Eine bau- und begriffsgeschichtliche Auslegeordnung, circa 1422-2022. Studie im Auftrag des Präsidialdepartements der Stadt Zürich zu den «Häuserinschriften mit rassistischer Wirkung» an den Liegenschaften am Neumarkt 13 und an der Niederdorfstrasse 29. Februar 2023.

14 Behrendt, Richard Fritz: Die Schweiz und der Imperialismus. Die Volkswirtschaft des hochkapitalistischen Kleinstaates im Zeitalter politischen und ökonomischen Nationalismus, Zürich 1932.

15 Bodmer, Walter: Immigration et colonisation suisses en Amérique du Sud, in: Acta Tropica 2/4 (1945), S. 289 – 329.

16 Albertini, Rudolf von: Europäische Kolonialherrschaft 1880 – 1940, Zürich, Freiburg im Breisgau 1976 (4. Aufl. Stuttgart 1997).

17 Wirz, Albert: Sklaverei und kapitalistisches Weltsystem, Frankfurt a. M. 1984.

18 Stucki, Lorenz: Das heimliche Imperium. Wie die Schweiz reich wurde, Bern 1968.

19 Schelbert, Leo: Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit, Zürich 1976.

20 David, T.; Etemad, B.: La Suisse sur la ligne bleue de l'Outre-mer (Les Annuelles, Nr.5), Lausanne 1994 – Dies.: L'expansion économique de la Suisse en outre-mer (XIXe

-XXe siècles). Un état de la question, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 46 (1996), S. 226 – 231. – Dies.: Un impérialisme suisse?, in: Suisse – Tiers Monde. Des réseaux d'expansion aux formes de domination. Traverse 5/2 (1998), S. 7 – 15.

21 Purtschert, Patricia; Lüthi, Barbara; Falk, Francesca (Hg.): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien, Bielefeld 2012.

22 Minder, Patrick: Quelques soldats suisses à la conquête du Congo belge. Les 15 mercenaires de la Force publique, in: Revue militaire suisse 141/11 (1996).

23 Hebeisen, Philippe: Gendarme suisse, une carrière civile ou militaire? L'apport des Suisses de l'étranger dans l'interprétation de la «militarité de la fonction policière (fin XIXe-début XXe siècle), in: Studer Brigitte et al. (Hg.): Die Schweiz anderswo. AuslandschweizerInnen – SchweizerInnen im Ausland (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 34), Zürich 2020, S. 237 – 244.

24 Koller, Christian: (Post)koloniale Söldner: Schweizer Fremdenlegionäre in den französischen Kolonien und ihre Erinnerungsschriften, in: Purtschert/Lüthi/Falk 2012, S. 289 – 314.

ders.: Die Fremdenlegion. Kolonialismus, Söldnertum, Gewalt, 1831-1962, Paderborn 2013.

In keiner Weise kindgerecht

Vom eingeschränkten Leben und vom Träumen der Kinder in Schweizer Asylcamps.
Von Markus Truniger

Man spricht von Asyl-Zentren, Gemeinschafts-, Familien oder Kollektivunterkünften. Geflüchtete und ihre Kinder nennen diese ungeschönt Camps (Lager). In der Schweiz leben zahlreiche Kinder in solchen Camps. Immer wieder gab es in den letzten Jahren Klagen von Freiwilligen und Medienberichte darüber, dass die Camps in keiner Weise kindgerecht, sondern kinderfeindlich seien. Clara Bombach, Sozial- und Kulturanthropologin und Kindheitsforscherin, hat genauer hingeschaut und das (Er-)Leben der Kinder in Camps in ihrem Dissertationsprojekt wissenschaftlich untersucht.

Bombach arbeitete mit ethnografischen Methoden: mit teilnehmender Beobachtung, Gesprächen, Feldnotizen, Protokollen und Selbstbeobachtung. Für ihre Studie verbrachte sie insgesamt 365 Stunden in einem Asylzentrum, davon auch einige Nächte. Im Camp, das in der Studie anonymisiert ist, sind in 26 Zimmern bis zu 80 Bewohnende untergebracht, darunter mehr als die Hälfte Kinder, – und dies teilweise über Monate und Jahre. Die Forscherin lebte dort mit den Menschen zusammen, beobachtete den Alltag der Kinder, führte Gespräche, liess die Kinder Zeichnungen machen. Damit fing sie die Perspektive der Kinder ein. Das umfangreiche gesammelte Material unterzog die Autorin einer sorgfältigen Analyse bezüglich verschiedener Dimensionen.

Angst, Ekel, Lärm und Streit

Die Ergebnisse werden sorgfältig belegt. Befunde sind beispielsweise: Die (Klein)Kinder und Jugendlichen fühlen sich im Camp nicht sicher und nicht wohl. Sie leben in einem stark fremdbestimmten und kontrollierten Umfeld. Ihnen wird sehr wenig Platz zugestanden. Sie beschreiben eine bedrückende Atmosphäre der Angst und des Eekels. Ein Kind sagt: «Ich hasse das Camp!» Es gibt ständige Wechsel der Bewohnenden. Die Kinder bekommen die Anspannung der Eltern mit, die zwischen der Hoffnung auf einen positiven Asylentscheid und der Angst vor einer Abschiebung schwanken. Kinder eekeln sich vor verschmutzten Küchen, WC und Duschen, die sie mit andern teilen müssen. In den Gemeinschaftsräumen gibt es ständigen Lärm und Streit. Möbel und Spielsachen sind beschädigt. Die Stimmung ist gereizt, eskaliert rasch zu Streit, Gewalt und Zerstörungswut. Kinder suchen Freundschaften mit anderen Kindern und Rückzugsmöglichkeiten. Sie sind stundenlang online mit Videos und Spielen. Die Nächte sind unruhig,

sodass Kinder schlecht schlafen. Die Zeit steht fast still, vergeht mit Sitzen, Warten, Essen und Schlafen. Ein Jugendlicher sagt: «Warten und nicht wissen, was passiert, ist schlimm. So macht man Menschen kaputt.» Die Langeweile ist gross. Die Kinder leben isoliert von der Aussenwelt, haben kaum Kontakt mit Menschen von «draussen». Sie sind begeistert, wenn sie in die Schule gehen können, wenn sie lernen können, wenn Freiwillige (ab und zu) mit ihnen Spielnachmittage gestalten und Ausflüge machen. Kinder – und die Eltern – träumen von einem besseren Danach, von einer normalen freundlichen Wohnung mit eigenem Zimmer und von einer normalen Schule. Die Koffer sind immer gepackt. Und von einem Tag auf den andern wird ein «Transfer» ins Ungewisse angeordnet. Es wird hektisch gepackt, es bleibt keine Zeit für Abschiede. Der «Transfer» kann in die ersehnte eigene Wohnung führen – oder in ein nächstes Camp.

Soziale Verantwortung der Wissenschaft

Die Autorin reflektiert ihre Position als Wissenschaftlerin. Es genüge nicht, «die Bedingungen in Asylunterkünften nur zu beschreiben und sie dort, wo sie es sind, nicht auch als menschenunwürdig oder rechtsverletzend zu bezeichnen.» Es geht um ein politisches Selbstverständnis und um eine soziale und öffentliche Verantwortung der Wissenschaft. Die Studie ist im Internet (siehe Literaturhinweis) offen und kostenlos zugänglich. Damit will die Autorin einen Beitrag zum Wohlergehen der Kinder und ihrer Familien leisten und wichtige Veränderungen anstossen.

Mit der umfangreichen Studie belegt die Forscherin, wie schlimm die Situation in den Camps aus Sicht der Kinder ist und wie gross damit die Risiken sind, dass die Kinder in einer gesunden Entwicklung eingeschränkt werden und dass sie Schaden nehmen. Das Staatssekretariat für Migration (SEM) und die Kantone jedoch haben die Situation von Kindern in Camps immer wieder beschönigt. Diese Studie liefert nun wissenschaftlich fundierte Argumente zuhanden der Politik



Studie:

Bombach, Clara (2023): *Warten auf Transfer. Kinder(er) leben im Nicht-Ort Camp.*

Zürich: Zurich Open Repository and Archive (ZORA).

Frei zugänglich unter:

<https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/236758/>

und für alle, die sich für die Rechte der Kinder, die in Camps leben, engagieren. Die Studie zeigt, dass es nötig ist zu handeln. Die Kinderrechtskonvention und die Bundesverfassung verlangen, dass das Kindeswohl beim staatlichen Handeln – gegenüber anderen Interessen wie asylrechtlichen Bestimmungen – Vorrang haben muss. Dem Kindeswohl Vorrang zu geben, muss bedeuten, dass Kinder und ihre Familie nicht mehr in nicht kindgerechten Camps, sondern möglichst rasch und möglichst stabil in «normalen» Wohnungen, in einem Umfeld mit anderen Kindern und mit der Möglichkeit des Schulbesuchs in einer «normalen» Schule untergebracht werden. ■

Markus Truniger, Fachexperte für Schule und Migration, ist ehemaliger Leiter der Fachstelle «Interkulturelle Pädagogik» der Bildungsdirektion des Kantons Zürich. Er ist aktiv in der Kampagne «Bildung für alle – jetzt!».



Ich treffe Nexhat Maloku im Café Siono im Zürcher Kreis 3.

Angekommen

Nexhat Maloku unterrichtet Albanisch an Schweizer Schulen. Er erzählt aus seinem bewegten Leben und Arbeitsalltag.

Von Johannes Gruber

Nexhat Maloku kommt aus dem Kosovo. Er berichtet, dass er aus politischen Gründen in Jugoslawien mehrmals im Gefängnis sass. Studiert hat Nexhat in Prishtina albanische Sprache und Literatur. Als er im Juni 1991 aufgrund politischer Verfolgung in Jugoslawien in die Schweiz fliehen musste, hatte er bereits längere Zeit als Albanischlehrer gearbeitet. Seine Frau folgte ihm wenige Monate später mit den Kindern, sein Bruder blieb und verlor seine Stelle als Lehrer.

Hier angekommen fand Nexhat sich in einer schwierigen Situation wieder. Er begann Deutsch zu lernen, blieb dran und verbesserte sein Deutsch über die Jahre immer weiter. Bereits drei Monate nach seiner Ankunft arbeitete er mehrere Jahre in der Kantine eines Altersheims. Ab 1993 unterrichtete er ehrenamtlich als Lehrer für herkunftssprachlichen Albanischunterricht. Es folgten Engagements als Präsident des Trägervereins und Koordinator des Unterrichts, ein Amt, das er bis heute innehat. Seit 1997 schliesslich lebt er von seinen Tätigkeiten als Lehrer für Albanisch, interkultureller Vermittler, Dolmetscher und Übersetzer. Nexhat hat mehrere literarische Bücher ins Albanische übersetzt – etwa von Silvia Hüsler –, darüber hinaus auch didaktische Werke für den HSK-Bereich.

Von einem Projekt zum nächsten

2002 bis 2004 absolvierte Nexhat ein Nachdiplomstudium als Mediator im Schulbereich. Seit 2003 organisiert er Bildungsreisen in den Kosovo, nach Nordmazedonien und Albanien – im Auftrag der PH Zürich wie auch unter eigener Regie.

Immer wieder arbeitete Nexhat an Pro-

jekten mit. 1999 zum Beispiel, als gerade sehr viele kosovoalbanische Geflüchtete in die Schweiz kamen, bei der Bildung von Sonderplus-Klassen. In diesen unterrichteten deutsch- und albanischsprachige Lehrpersonen zusammen die Kinder, damit diese nach dem Krieg auf die Rückkehr vorbereitet waren. Oder ab 2000 bis 2008 bei der Weiterbildung von Lehrpersonen im Kosovo in schülerorientierten Lehrmethoden oder 2010 bis 2012 bei der Erstellung von Lehrmittelmateriale für den HSK-Unterricht in der Schweiz.

Albanischunterricht als Teil der Volksschule

Im Moment unterrichtet Nexhat insgesamt vierzehn Lektionen Albanisch an sechs Schulen. Finanziert wird der HSK-Unterricht durch Elternbeiträge. Das prekäre Einkommen wird aufgewogen durch die Freude am Unterrichten. Der Besuch des HSK-Unterrichts Albanisch ist freiwillig. In der Regel nehmen mehr Mädchen als Jungen an diesem teil.

Nexhat wünscht sich, dass der Albanischunterricht offizieller Teil der Regelschule wird und eine umfassende Zusammenarbeit mit den Klassenlehrpersonen etabliert wird. Er ist überzeugt, dass dies die Qualität des Unterrichts wie auch die Anstellungsbedingungen der HSK-Lehrpersonen verbessern würde.

Verbunden mit zwei Welten

Im Kosovo ist Nexhat seit Ende der 1990er Jahre immer wieder zu Besuch, persönlich oder beruflich. Während seine Frau und er zu Beginn noch an Rückkehr dachten, sind sie

nun ebenso in Zürich zuhause wie ihre drei Kinder, die bereits eigene Familien haben. Heimatliche Gefühle hat Nexhat in beiden Ländern: «Wenn ich im Kosovo bin, umfängt mich die Wärme und die Herzlichkeit und ich tauche ein in die «Musik» meiner Muttersprache. In der Schweiz schätze ich den gut organisierten Alltag und die Natur, das Skifahren und die politische Stabilität.» Mit grossem Interesse verfolgt er seit 25 Jahren die grossen Veränderungen in seinem Herkunftsland in Richtung europäische Integration. Keine Probleme bereitet heute mehr die örtliche Distanz: In zwei Stunden ist man von Zürich mit dem Flugzeug in Pristina, durch die modernen Medien ist Teilhabe am öffentlichen Leben ohnehin immer möglich.

Erfolgsgeschichte

Früher war der Kosovo die ärmste Gegend im damaligen Jugoslawien, deshalb emigrierten bereits in den 1960er Jahren viele Arbeiter nach Deutschland oder in die Schweiz. In den 1970er Jahren gab es eine Phase wirtschaftlichen Aufschwungs, politisch erhielt der Kosovo damals einen Autonomiestatus innerhalb Jugoslawiens – war aber nach wie vor weit weg von der Gleichberechtigung mit anderen Republiken in Jugoslawien. Anfang der 1980er Jahre gewannen die Zerfallerscheinungen Jugoslawiens die Oberhand und die politische Unterdrückung nahm zu.

Die albanische Einwanderung in die Schweiz ist eine Erfolgsgeschichte, so Nexhat: «Heutzutage sind Albaner*innen in allen Bereichen beschäftigt. In der Baubranche sowieso. Oder in der Politik: In diesem Jahr wurden z.B. Ylfete Fanaj in den Regierungsrat des Kantons Luzern gewählt und Islam Alijaj in den Nationalrat.» ■

Bei Interesse an der Mitarbeit im HSKLVZ bitte per E-Mail melden unter:

tirsoapostol@msn.com

Der **VPOD** setzt sich seit langem innerhalb der Interessengemeinschaft **Erstsprachen (IGE)** für die Integration des herkunftssprachlichen Unterrichts in die Volksschule ein. Nur bei Zustimmung der Schweizer Bildungsbehörden können Arbeitsbedingungen und Löhne der HSK-Lehrpersonen Schweizer Standards angeglichen werden.



KOPFSTOFF

Kopfstoff

«Kopfstoff» ist ein Film über vier kopftuchtragende Frauen, die trotz gewissen Vorurteilen und Diskriminierungen bei der Arbeit ein Kopftuch tragen und offen über positive und negative Reaktionen auf das Kopftuch sprechen. Mit den Porträts will der Film Vorurteile gegenüber Musliminnen bewusst machen, Berührungsängste abbauen und einen offenen Dialog fördern.

Von Lucia Reinert, [éducation21](#)

Die Fachstelle für Gleichstellung von Mann und Frau der Stadt Bern und die Informationsstelle «Gemeinsam gegen Gewalt und Rassismus» haben 2021 eine Veranstaltung zum Thema «Junge Frauen mit Kopftuch in der Arbeitswelt» organisiert. Das Ziel der Veranstaltung war es, Arbeitgebende und Personalverantwortliche zu sensibilisieren. Als Folge des grossen Interesses an der Veranstaltung haben die Verantwortlichen beschlossen, einen Film mit betroffenen Frauen zu produzieren.

Im kürzlich erschienenen Film mit dem Titel «Kopfstoff» werden vier Frauen porträtiert, die sich entschieden haben, in ihrer Ausbildung oder bei ihrer Arbeit ein Kopftuch zu tragen. Sie sprechen in kurzen Interviews über ihre Erfahrungen bei Bewerbungsprozessen und im Berufsalltag. Neben den Aussagen der Frauen wird auch die Perspektive der Arbeitgebenden gezeigt. Die Ausbildungsverantwortlichen erzählen, welche Rolle das Kopftuch bei der Einstellung der Frauen spielte und wie sie in ihrem Unternehmen damit umgehen.

Einsatz im Unterricht

Der Film «Kopfstoff» ist eine Low-Budget-Produktion. Im Zentrum der dokumentarischen Parallelmontage stehen die Aussagen

der Frauen und von deren Vorgesetzten. Der Film mit dem dazugehörigen Begleitmaterial eignet sich für den Einsatz im Zyklus 3 und in der Sekundarstufe II (Berufsbildung) für Bildung für Nachhaltige Entwicklung zu den Themen Diskriminierung und Empowerment sowie im Rahmen der beruflichen Orientierung. In einem ersten Schritt werden in der vorgeschlagenen Unterrichtseinheit die Begriffe «Vorurteil» und «Diskriminierung» beleuchtet. Danach analysieren die Schülerinnen und Schüler verschiedene Aspekte, Fakten und Argumente zur aktuellen Debatte zum Kopftuch. Anschliessend diskutieren sie, was es für einen respektvollen Umgang in einer pluralistischen Gesellschaft benötigt.

Konfliktstoff

Wie der Titel des Films andeutet, ist das Kopftuch seit Jahrzehnten ein gesellschaftlicher Konfliktstoff, auch in der Schweiz. Die medialen Debatten zum Kopftuch werden dabei oft sehr emotional und plakativ und ohne Beteiligung der betroffenen Frauen geführt. Häufig werden zudem verschiedene Ebenen miteinander vermischt. Aus diesem Grund wird im Begleitmaterial zum Film versucht, die einzelnen Argumentationslinien einzuordnen und zu kontextualisieren. Die politisch-rechtlichen, religiösen und femi-

Dokumentarfilm von [Giorgio Andreoli](#), [Pino-Max Wegmüller](#), [Nurayat Sanli](#)

Filmlänge: 31 Minuten

Altersempfehlung: Ab 12 Jahren

Themen: Diskriminierung, Kopftuch, Gleichstellung von Frauen und Männern

Sprache: Deutsch

Schulstufen: Zyklus 3, Sekundarstufe II (Berufsbildung)

Didaktisches Begleitmaterial: [Lucia Reinert](#), [éducation21](#)

nistischen Debatten werden kurz skizziert und es wird aufgezeigt, welche grundsätzlichen Themen in den Debatten eigentlich stecken und verhandelt werden.

Bedeutung des Kopftuchs

Die Bedeutung des Kopftuchs hängt immer von der kopftuchtragenden Frau ab und von der Gesellschaft, in der die Frau lebt. Oder anders formuliert: Es gibt zwei Blicke auf das Kopftuch: einerseits den Blick der Frau, die das Kopftuch trägt, und andererseits den Blick der Gesellschaft, in der die Frau lebt. So hat das Kopftuch für eine Frau, die in der Türkei, in Tunesien, im Iran, in Frankreich oder in der Schweiz lebt, unterschiedliche Bedeutungen.

Migrantinnen, die in der Schweiz leben, tragen das Kopftuch beispielsweise, weil sie die Zugehörigkeit zu ihrer Religion, zu ihrem Herkunftsland, zur Tradition, zu ihrer Community, ihrer Familie oder ihrer Lebensweise zeigen möchten. Die Bedeutung verändert sich auch mit dem Grad der Verschleierung. Es spielt für die Wahrnehmung von aussen eine grosse Rolle, ob eine Frau eine Burka, ein Kopftuch und einen Mantel, ein Kopftuch und eine Jeans, oder eine expressiv-modische Variante trägt.



Rechtliche Situation in der Schweiz

In der Schweiz ist die Religionsfreiheit ein in der Verfassung verankertes Grundrecht. Jede Person hat das Recht, ihre Religion oder ihren Glauben frei zu wählen und auszuüben. Der Staat darf die Religionsfreiheit nur einschränken, wenn der Eingriff notwendig und verhältnismässig ist, um die öffentliche Ordnung, Sicherheit oder Sittlichkeit sicherzustellen, oder um die Grund- und Menschenrechte anderer zu wahren. Grundsätzlich steht das Tragen von religiösen Symbolen, wie zum Beispiel eines Kopftuchs, in der Schweiz unter dem Schutz der Religionsfreiheit. Das Tragen von einer Burka oder einem Niqab wurde 2021 durch eine Volksabstimmung verboten. Auf der konkreten Ebene ist die Kopftuchfrage in der Schweiz nicht national geregelt, sondern liegt in der Zuständigkeit der Kantone.

Kopftuch am Arbeitsplatz

Am Arbeitsplatz gilt in der Schweiz der Schutz der Religionsfreiheit. Unter bestimmten Bedingungen dürfen Arbeitgebende jedoch ihren Angestellten das Tragen von religiösen Symbolen, wie zum Beispiel dem Kopftuch, verbieten. Die Gesundheit und die Sicherheit der Arbeitnehmenden und Betreuungsdarfen nicht beeinträchtigt werden. So ist es in der Schweiz kantonale unterschiedlich geregelt, ob Ärztinnen und Pflegerinnen ein Kopftuch und lange Ärmel tragen dürfen oder nicht. In Berufen mit Kundenkontakt variieren diese Bestimmungen in der Regel stark. Grundsätzlich dürften Arbeitgebende

ihrem Personal Kleidervorschriften machen. Die Weisungen müssen aber sachlich begründet sein und die Persönlichkeitsrechte der Arbeitnehmenden respektieren. An Schulen ist es Schülerinnen erlaubt, das Kopftuch während des Unterrichts zu tragen. Weiblichen Lehrkräften ist dies hingegen untersagt, da an öffentliche Schulen die Glaubens- und Gewissensfreiheit gilt.

Frauen mit Kopftuch schreiben mehr Bewerbungen

In der Schweiz gaben in einer Studie von 2022 des Bundesamts für Statistik 27 Prozent der Befragten an, in den letzten 5 Jahren Opfer von Diskriminierung gewesen zu sein. Über 50 Prozent der Diskriminierungen fanden gemäss Bundesamt für Statistik bei der Arbeit oder bei der Stellensuche statt. Diskriminiert fühlten sich die Befragten vor allem aufgrund der Nationalität, der Sprache oder des Geschlechts. Etwas über 20 Prozent der interviewten Personen fühlten sich aus religiösen Gründen diskriminiert. Frauen mit Kopftuch sind somit Mehrfachdiskriminierungen ausgesetzt, da für sie beispielsweise die Kategorien ethnische Herkunft, Religion und Geschlecht zusammenfallen.

In einer deutschen Studie vom Jahr 2016 konnte überdies festgestellt werden, dass Frauen mit Kopftuch in Bewerbungsverfahren deutlich schlechtere Chancen haben. Bei gleicher Qualifikation müssen sie viermal so viele Bewerbungen schreiben wie Frauen ohne Kopftuch. Je nach Art des getragenen Kopftuchs und je nach gefragtem Qualifikationsniveau steigt die Zahl sogar noch höher.

Viele positive Reaktionen

Obwohl die vier porträtierten Frauen im Film von negativen Reaktionen auf das Kopftuch berichten und auch Absagen auf Bewerbungen aufgrund des Kopftuchs erhielten, sprechen sie von vielen positiven Erfahrungen. So erzählt eine Lernende, die in einer Buchhandlung arbeitet: «Es gibt vielleicht drei Momente, die bei der Arbeit wirklich schlimm waren, die ich jetzt aufzählen könnte, aber für die positiven, da habe ich gar nicht genügend Finger.» Auch die Vorgesetzten äussern sich sehr positiv. Eine Vorgesetzte, die eine Lernende im Bereich Fachfrau Strassentransport betreut, berichtet: «Also wie gesagt, das Kopftuch war für uns und für mich überhaupt nie relevant. Ich habe auch noch nie eine negative Rückmeldung gekriegt, weder von Kunden noch vom Personal sonst, dass das irgendwie ein Thema gewesen wäre.»

Lernziele

Die Schülerinnen und Schüler ...

- verstehen die Begriffe «Vorurteil» und «Diskriminierung».
- erkennen Vorurteile gegenüber kopftuchtragenden Frauen und können sie benennen.
- können verschiedene Aspekte, Fakten und Argumente der aktuellen Debatte zum Kopftuch unterscheiden.
- entwickeln Vorstellungen, welche Bedingungen es für eine vielfältige und inklusive Gesellschaft benötigt. ■

Themendossier von éducation21: Rassismus erkennen
Rassismus erkennen | éducation21

Den Film (Video-on-Demand) und die vollständigen Begleitmaterialien mit ausführlichen Hintergrundinformationen, Arbeitsblättern und Kopiervorlagen finden Sie unter:

<https://catalogue.education21.ch/de/film/kopfstoff>

Die Filme von éducation21 stehen Lehrpersonen der Volksschule und der Sekundarstufe II sowie Bildungsakteuren in der Schweiz kostenlos zur Verfügung: <http://www.filmeineineweltvod.ch/index.php?lang=de>

éducation21, das nationale Kompetenzzentrum und Fachagentur der EDK für Bildung für Nachhaltige Entwicklung (BNE), erbringt seit 10 Jahren praxisorientierte Angebote für Schulleitungen und Lehrpersonen. Dazu gehören evaluierte Lernmedien und Bildungsaktivitäten ausserschulischer Akteure sowie didaktisierte Filme. Zudem stellt éducation21 Praxisbeispiele aus Schule und Unterricht zusammen und leitet das Netzwerk «Schulnetz21». Darüber hinaus leistet éducation21 fachliche und finanzielle Unterstützung an innovative Projekte in Schulen und an Pädagogischen Hochschulen.
www.education21.ch



Ausbildungspflicht bis 18

Auf reges Interesse stiess auch die 2021 im Tessin eingeführte Ausbildungspflicht bis zum 18. Altersjahr. Damit verstärkt der Kanton sein Engagement für die Erreichung des nationalen Ziels, dass 95 Prozent der Jugendlichen bis zum Alter von 25 Jahren einen Abschluss auf Sekundarstufe II erreichen sollen.

Emanuele Berger und Brigitte Jörimann stellen sich den Fragen von Barbara Streit und dem Publikum.

Förderung statt Selektion

Eine Veranstaltung zum inklusiven Schulsystem im Tessin.

Von Katrin Meier

Am 15. November luden der VSoS zusammen mit dem S.E.S.J., dem Bildungsmotor und dem VPOD zur Präsentation des neusten Tessiner Modells einer Schule ohne Selektion ein. Es scheint, als hätten wir mit dieser Veranstaltung den Nerv der Zeit getroffen, im fast vollen Saal des Volkshauses fand sich eine illustre Gesellschaft zusammen.

La scuola media del Ticino

Emanuele Berger, Direktor der Abteilung Schule und Koordinator des Departements für Bildung, Kultur und Sport und Brigitte Jörimann, Sprachenbeauftragte der Abteilung Schule, präsentieren uns ihr neuestes Schulmodell. Im Tessin hat die Inklusion schon lange Tradition. Nun wagen sie mit «Superamento dei livelli» ein neues Projekt, das die Selektion definitiv überwindet. Nach der Primarstufe bleiben alle Schüler:innen für die Sekundarstufe zusammen und besuchen den Unterricht in allen Fächern gemeinsam. Ein Projekt ganz in meinem Sinne, endlich kommt der selektionsfreie Übertritt, den ich mir jedes Jahr wünsche und für welchen ich mich seit Jahrzehnten einsetze. Am Versuch beteiligen sich 6 Schulen mit insgesamt 370 Schüler:innen des 8. Schuljahres, dies entspricht circa 12 Prozent der Jugendlichen der gleichen Altersstufe. Während dieser Erprobung erhalten die Lehrer:innen Begleitung und Weiterbildungen. Zudem wird in den Fächern Mathematik und Deutsch im Teamteaching unterrichtet und viel mit Werkstattunterricht gearbeitet, um noch besser differenzieren zu können. Ein weiterer wichtiger Punkt, der zum Gelingen beiträgt, ist eine erweiterte Beurteilung. Neben der summativen Beurteilung soll vermehrt auch die formative Beurteilung beigezogen werden. Auch dies ist für mich ein wunderbarer Schritt in die richtige Richtung.

Chance für die Schweizer Wirtschaft

Im zweiten Teil zeigt Jürg Schoch anhand einer neuen Studie zu den wirtschaftlichen Kosten des selektiven Schulsystems auf, wie wichtig nicht nur einzelne Handlungen an Schulen, sondern auch Veränderungen an den grundsätzlichen Strukturen der Schulen sind. Die Studie weist einen klaren Zusammenhang von Bildungsungerechtigkeit und Fachkräftemangel auf und belegt, was es uns kostet, dass wir nicht alle vorhandenen Potenziale ausschöpfen. Pro Jahr verlieren wir circa 14'000 Talente, welche wir mit einer adäquaten Förderung zu einer qualifizierteren Arbeit und zu besseren Jobs hätten ausbilden können. Dies sind circa 17 Prozent Jugendliche eines Jahrgangs. Die Hürden, die sich diesen Schüler:innen in den Weg stellen, sind vielfältig. Eine der grössten Hürde ist der zu frühe Zeitpunkt der Selektion zum Ende der Primarschule. Leider erscheint dieser Punkt unter den Handlungsfeldern, welche die «Chancen-Initiative Schweiz» nun aufarbeiten möchte, nicht mehr. Da hätte ich mir definitiv mehr Mut und Klarheit gewünscht und erwartet, dass eine Verschiebung der Selektion um zwei oder drei Jahre ebenfalls gefordert wird.

Schulische Gewinner:innen

Als Lehrerin an einer altersdurchmischten Mittelstufe bin ich jedes Jahr mit der Selektion konfrontiert. Grundsätzlich darf ich interessierte, neugierige und wissbegierige Kinder über drei Jahre begleiten, ich darf mit ihnen entdecken, wo in unserem breiten Fächerkanon sie ihre Stärken, Talente und Schwächen haben. Bis Ende der 4. Klasse können sich Eltern zusammen mit ihren Kindern über verschiedene Erfolge freuen, egal ob diese in der Musik, in der Mathematik oder

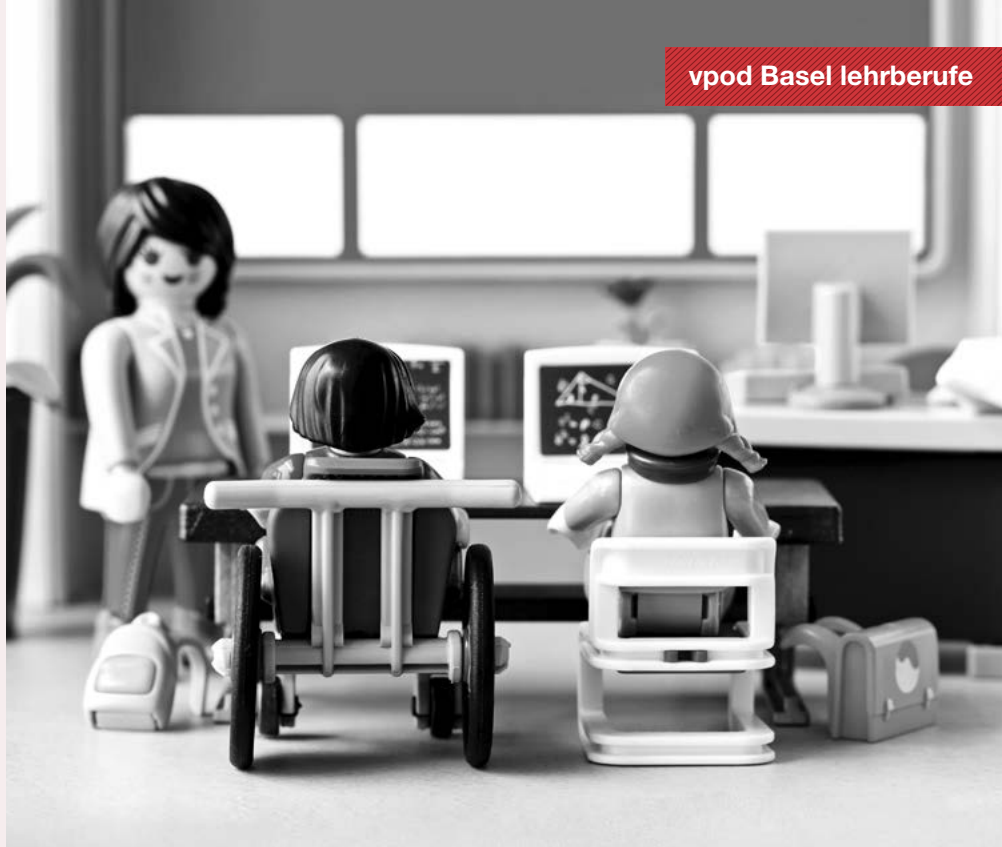
im Sport liegen. Für einige Kinder ändert sich dies ab der 5. Klasse schlagartig! Bei Kindern, bei denen die Frage im Raum steht, ob es am Ende der 6. Klasse für die Sek A oder die Sek B reicht oder nicht, zählen plötzlich nur noch Mathe und Deutsch. Trotz enormem Einsatz der betroffenen Kinder werden die erwarteten Leistungen nicht erreicht. Es wird gepaukt und das Fussballtraining gestrichen, trotzdem rücken die Defizite jeden Tag weiter in den Vordergrund. Für das Kind ein purer Stress und Frust, Erfolge bleiben aus. Dieser Zustand hält an, bis der Stempel Sek B oder C schwarz auf weiss dem Kind zeigt, dass es verloren hat. Die erste Aufgabe von engagierten Lehrer:innen der Sek B und C ist es nun, diese Schüler:innen wieder aufzubauen, ihnen zu zeigen, dass ihre Mathe- und Deutschfähigkeiten reichen, dass neben diesen beiden Fächern wieder der ganze Fächerkanon zählt und dass auch die überfachlichen Kompetenzen enorm wichtig sind. Nach gut zwei Jahren – aus meiner Sicht verlorene Jahre – dürfen diese Jugendlichen wieder an ihren Talenten arbeiten, die sie in sich tragen, lernen und Erfolge feiern.

Durch den selektionsfreien Übertritt, wie er nun im Tessin erprobt wird, erhoffe ich mir eine entspannte und positive Lernatmosphäre für alle Schüler:innen. Und natürlich hoffe ich, dass das Tessiner Modell Schule macht. So oder so werden wir im nächsten Jahr politisch aktiv! Die Details zum kommenden «Wumms» – dieser Insider aus der Veranstaltung muss sein – finden Sie zu einem späteren Zeitpunkt wieder an dieser Stelle. ■

Katrin Meier ist Lehrerin und ehemalige Präsidentin der VPOD-Verbandskommission Bildung Erziehung Wissenschaft.

Ja, aber nicht so!

Basler VPOD-Lehr- und Fachpersonen stellen sich hinter die integrative Schule und fordern bessere Konzepte. Abgelehnt wird die separative «Förderklasseninitiative», auch die Vorschläge des ED überzeugen mehrheitlich nicht.



Das neue Positionspapier der im VPOD organisierten Lehr- und Fachpersonen liesse sich so beschreiben: «Integration statt Separation – aber mit Verbesserungen». Mitte November bezogen VPOD-Mitglieder klar Stellung für die integrative Schule. Gleichzeitig kritisieren sie auch die heute herrschende Überlastung der Lehrpersonen, sehen aber in der Separation nicht die Lösung. Denn Entlastung der Lehr- und Fachpersonen darf nicht zulasten der Schüler:innen gehen.

Die Initiant:innen der Förderklasseninitiative sehen das gleiche Problem: die Überlastung der Lehrpersonen. Sie fordern jedoch die Absonderung von «problematischen» Schüler:innen in sogenannten Förderklassen. Dabei handelt es sich um eine Neuaufgabe der Kleinklassen, was ein riesiger Rückschritt wäre. VPOD-Mitglieder halten in ihrem Papier fest, dass Förderklassen überflüssig sind, da es bereits separative Angebote gibt. Zudem ist Separation nie eine nachhaltige Lösung – die Reintegration wird denn auch von den Initiant:innen nicht thematisiert. Die vorgeschlagenen Förderklassen bringen ein riesiges Diskriminierungspotential mit sich und können Bildungsnachteile verstärken oder gar erst kreieren.

Teilzeit-Separation ist nicht die Lösung

Das ED hat in einer Kurzschlussreaktion auf die Initiative reagiert und ein Bündel an Massnahmen ausgearbeitet, die zwar einiges kosten, aber die integrative Schule nicht verbessern. Eine eingehende Analyse der jetzigen Schwierigkeiten und darauf basierende Lösungsansätze fehlen vollumfänglich. Auch die ED-Massnahmen setzen mit den vorgeschlagenen Fördergruppen vor allem auf Separation. Sie gehen ebenfalls von den Defiziten der Schüler:innen statt von deren Ressourcen aus.

In den vorgeschlagenen Fördergruppen sollen die Kinder in Teilzeit-Separation beschult werden. Dies würde zu einem beträchtlichen Mehraufwand für Lehrpersonen führen, obwohl genau diese entlastet werden sollten. Es bräuchte zeitintensive Absprachen, für welche nirgends Zeit einberechnet wird. Die Kinder müssten mit noch mehr Bezugspersonen zurechtkommen. Die Klasse

würde zerstückelt, was jegliche Flexibilität im Unterricht verunmöglicht und die Koordination der Stundenpläne weiter erschwert.

Einzelne Vorschläge des ED, wie zum Beispiel die Lerninseln (wo Schüler:innen für eine kurze Zeit aus dem regulären Unterricht herausgenommen werden können), begrüssen die VPOD-Mitglieder. Diese sind jedoch lediglich ein Tropfen auf den heissen Stein und lösen die grundsätzlichen Probleme nicht. Eines dieser Probleme ist: Es gibt zu wenig Zeit und Ressourcen für wirkliche Integration!

VPOD-Mitglieder fordern Verbesserungen – aber anders!

In ihrem Positionspapier machen die VPOD-Mitglieder konkrete Vorschläge, wie die integrative Schule verbessert werden soll, dazu gehören unter anderem:

- Inklusion muss als Grundhaltung des Basler Schulsystems gelten. Unterdrückungsmechanismen wie Rassismus, Klassismus, Ableismus etc. müssen aktiv bekämpft werden.
- Es braucht eine konkrete Analyse der Probleme in der jetzigen integrativen Schule und Verbesserungen derselbigen (zum Beispiel Schaffung klarer Voraussetzungen, Beschleunigung der Entscheidungsprozesse, Mitsprache etc.)
- Mehr Zeit für Integration (Reduktion der Pflichtlektionenzahl und einberechnete Zeit für Integrationsarbeit)
- Verbesserung der Arbeitsbedingungen (unter anderem Lohnerhöhungen, vor allem bei tiefen Schulstufen)
- Doppelbesetzungen im Klassenzimmer
- Abschaffung der Sek-Leistungszüge zugunsten von Niveaugruppen in jedem Fach

Das Positionspapier ist abrufbar unter:
<https://basel.vpod.ch/bereiche/integrative-schule/> ■

Text: **Alex Aronsky**, Regionalsekretärin VPOD Basel

Beschlossene Sache: Erste Schritte gegen den Lehrpersonenmangel

Der Regierungsrat des Kantons Bern hat eine erste Etappe an Massnahmen gegen den Lehrpersonenmangel verabschiedet. Die Änderungen in der Verordnung zur Anstellung der Lehrpersonen treten per 1. August 2024 in Kraft.



Vor zwei Jahren hat die Bildungs- und Kulturdirektion des Kantons Bern die Personalverbände sowie den Verband bernischer Gemeinden eingeladen, zusammen in mehreren Arbeitsgruppen Vorschläge für Massnahmen gegen den Lehrpersonenmangel zu erarbeiten. Die Massnahmen betreffen sowohl den Personalerhalt wie auch den Personalgewinn und sollen nun etappenweise eingeführt werden.

Die ersten Massnahmen sind nun seit Ende November beschlossene Sache. Dabei handelt es sich um ein Paket von möglichst kostenneutralen – mit anderen Worten «einfach durchwinkbaren» – Massnahmen.

Mentorate für den Berufseinstieg und eine Vereinheitlichung bei Schulleitungen

Die bis anhin befristete und über eine Allgemeinverfügung eingeführte Möglichkeit von Mentoraten für Berufseinsteigende und –wiedereinsteigende wird nun ins ordentliche Recht überführt, also definitiv eingeführt. Daneben fällt auf Sekundarstufe II die Unterscheidung in kleine, mittlere und grosse Schulen weg, welche in der Praxis nicht mehr haltbar ist. Eine Sockellast für Schulleitungen ist schliesslich unabhängig der Grösse der zu leitenden Schulorganisation gegeben. Entsprechend kommt es zu einer Aktualisierung der Gehaltsklasseneinteilung von Schulleitungen.

Stärkung der Klassenlehrfunktion

Anstelle der bisherigen «Notmassnahme», belasteten Klassenlehrpersonen eine zweite Klassenlehrlektion zu gewähren, wird eine Entlastung anhand einer Funktionsanstellung von 5 Prozent pro Klasse sowie zusätzliche eine Funktionszulage von 300 Franken pro Monat eingeführt. Damit wird die Verantwortung der Klassenlehrperson endlich nicht mehr als blosses «Ämtli» betrachtet, sondern als Funktion deklariert. Diese Massnahme gilt für alle Bildungsstufen gleich und kann – da sie pro Klasse vergeben wird – auch zwischen zwei Lehrpersonen aufgeteilt werden.

Nicht mehr als ein Anfang

Der VPOD Region Bern begrüsst diese Massnahmen. Es braucht aber auch schnell Massnahmen zur Entlastung aller Lehrpersonen und unter anderem auch höhere Löhne, um im interkantonalen Vergleich mithalten zu können. Ob und wann diese Massnahmen kommen, ist noch unklar. So haben wir nun ab August 2024 erste positive Änderungen, aber diese sind mit Sicherheit lediglich ein erster Anfang auf dem langen Weg zu besseren Bedingungen für die Lehrpersonen im Kanton Bern. ■

Text: **Lirija Sejdi**, Regionalsekretärin VPOD Bern



Anwalt der Kinder

Jean Paul und seine «Levana oder Erziehlehre» aus dem Jahr 1806.

Von Liselotte Lüscher

Es hat immer wieder Dichter oder Schriftsteller gegeben, die sich mit Erziehung und Schule befassten, aber eine theoretische Schrift zu diesem Thema kenne ich von keinem der Literaten. Diese haben sich zwar mit Schule beschäftigt, aber bei dieser Beschäftigung sind literarische Zeugnisse entstanden, nicht theoretische Schriften wie bei Jean Paul. Nun die «Levana» ist zwar eine theoretische Schrift, aber klare Aussagen zum Thema Erziehung sucht man hinter der verschnörkelten, blumigen, oft abschweifenden Sprache von Jean Paul fast verzweifelt und oft vergebens: Einer Sprache, der man im «Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz» und in «Dr. Katzenberger Badereise» vergnügt folgt.

Es fiel mir auf, dass in einer der Geschichten der Pädagogik, in der Jean Paul als Pädagoge gewürdigt wird, ein Zitat zu einer seiner wichtigsten Ideen, nämlich die zur «entfaltenden» Erziehung aus dem Vorwort der «Levana» stammt und nicht aus dem Hauptteil. Immerhin findet man dort den Satz: «Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei oder ruhig zu machen strebt». Seine Hauptaussagen zur Erziehung gehen in seiner wortreichen Sprache oft fast unter.

Schutzgöttin der Neugeborenen

Eins ist für mich klar: Jean Paul ist in seiner «Levana» ein Anwalt der Kinder, auch der kleinen Kinder. «Levana» ist ja in der römischen Mythologie die Schutzgöttin der Neugeborenen. «Ein Kind sei euch heiliger als die Gegenwart, die aus Sachen und Erwachsenen besteht». Dabei denkt er wie Pestalozzi – den er gelesen hat – auch an die ersten Lebensjahre des Kindes. «In dieser Dämmerperiode, in diesem Mondviertel oder Achtel des Lebens lasse man das Licht nur selber wachsen, ohne eins anzuzünden».

Seine Liebe zum Kind wird zwar an vielen Stellen sichtbar, aber doch vor allem, wie mir scheint, im Kapitel «Freudigkeit der Kinder», wo er zu Beginn sagt: «Einen traurigen Mann erdulde ich, aber kein trauriges Kind; denn jener kann, in welchen Sumpf er einsinke, die Augen entweder in das Reich der Vernunft, oder in das der Hoff-

nung erheben; das kleine Kind aber wird von einem schwarzen Gifttropfen der Gegenwart ganz umzogen und erdrückt». Die Kinder «sollen ihr Paradies bewohnen, wie die ersten Eltern [...]» und «Tätigkeiten [...] erhalten Kinder heiter», denn «ein Spielzeug gibt zuerst Genuss durch seine Erscheinung, und erst Heiterkeit durch seinen Gebrauch» und «Das Spiel ist die erste Poesie des Menschen [...] folglich bildet das Spiel alle Kräfte, ohne einer eine siegende Richtung anzuweisen». Die Freudigkeit der Kinder sieht er nebst dem Spiel auch im spontanen Tanzen: «Im Kinde tanzt noch die Freude, im Manne lächelt oder weint sie höchstens» oder im Singen: «Gibt es etwas Schöneres als ein frohsingendes Kind?» und in der Musik: «Sie teilt den Kindern nichts als Himmel aus, denn sie haben noch keinen verloren [...]». Zu dieser Zeit waren das noch eher unübliche Feststellungen und Forderungen an Erziehende von Kindern.

In den ersten Kapiteln der «Levana» unterscheidet er nicht zwischen Knaben und Mädchen, findet es aber später doch notwendig, über «Weibliche Erziehung» und «Sittliche Bildung des Knaben» zu schreiben – und zwar beides recht ausführlich. Dabei werden Frauen ganz zeitgemäss – wir befinden uns bei Jean Paul am Anfang des 19. Jahrhunderts – vor allem zu Müttern erzogen. Wobei mich ein Satz von Jean Paul trotzdem sehr erfreute. Er lautet: «Allein bevor und nachdem man Mutter ist, ist man ein Mensch; die mütterliche Bestimmung aber, oder gar die eheliche, kann nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen [...]».

Zur Person

Jean Paul wurde 1763 geboren und starb 1825. Nachdem er nach einem Studium und missglückten Versuchen als Schriftsteller zu



seiner Mutter zurückgekehrt war und dann Privatlehrer wurde, hatte er einen grossen Erfolg mit einem seiner ersten Bücher, dem «Hesperus» und dieser Erfolg begleitete ihn mehrere Jahre. Seine späteren Bücher wurden weniger begeistert aufgenommen und der Erfolg liess langsam nach. Er erblindete auch und konnte so nicht mehr schreiben.

Jean Paul schätze ich sehr als Schriftsteller, ihn aber auch als engagierten Pädagogen zu zeigen, war mir ein Anliegen. ■

Liselotte Lüscher ist Erziehungswissenschaftlerin. Als ehemalige Lehrerin kennt sie das Schulwesen; seit vielen Jahren beschäftigt sie sich mit diesem auch wissenschaftlich und politisch. Sie promoviert zur Geschichte der Schulreform in der Stadt Bern, war Lehrbeauftragte am Pädagogischen Institut der Universität Bern und Mitglied im Berner Stadtrat.

W e i t e r b i l d u n g s k u r s

Schreiben für bessere Bildung und Arbeitsbedingungen in den Schulen

Die «vpod bildungspolitik», unsere gewerkschaftliche Fachzeitschrift für den Bildungsbereich, wird neu aufgebaut.

Im Kurs lernen wir, welche aktuellen Bildungsthemen gewerkschaftlich relevant sind, brainstormen Artikel und Autor*innen, erarbeiten uns Konzepte für Schwerpunkte, besprechen Textsorten, gleisen Schreibübungen auf und setzen damit die ersten Bausteine für eine neue Milizredaktion der «vpod bildungspolitik».

Der Kurs richtet sich an alle (zukünftigen) VPOD-Mitglieder, die sich engagieren wollen für bessere Bildung an unseren Schulen. Lehrende aus allen Bildungsstufen sind herzlich willkommen.

Termin: Mittwoch, 6. März, 2024, 17:00 Uhr bis 20:00 Uhr

Kursort: Online per Zoom

Kursleitung: Johannes Gruber

Für VPOD-Mitglieder unentgeltlich

Anmeldung unter: redaktion@vpod-bildungspolitik.ch

Retouren an: vpod, Postfach 8279, 8036 Zürich

AZB
P.P. / Journal
CH-8036 Zürich
Post CH AG